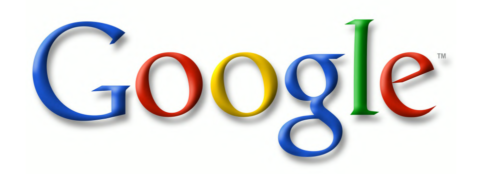
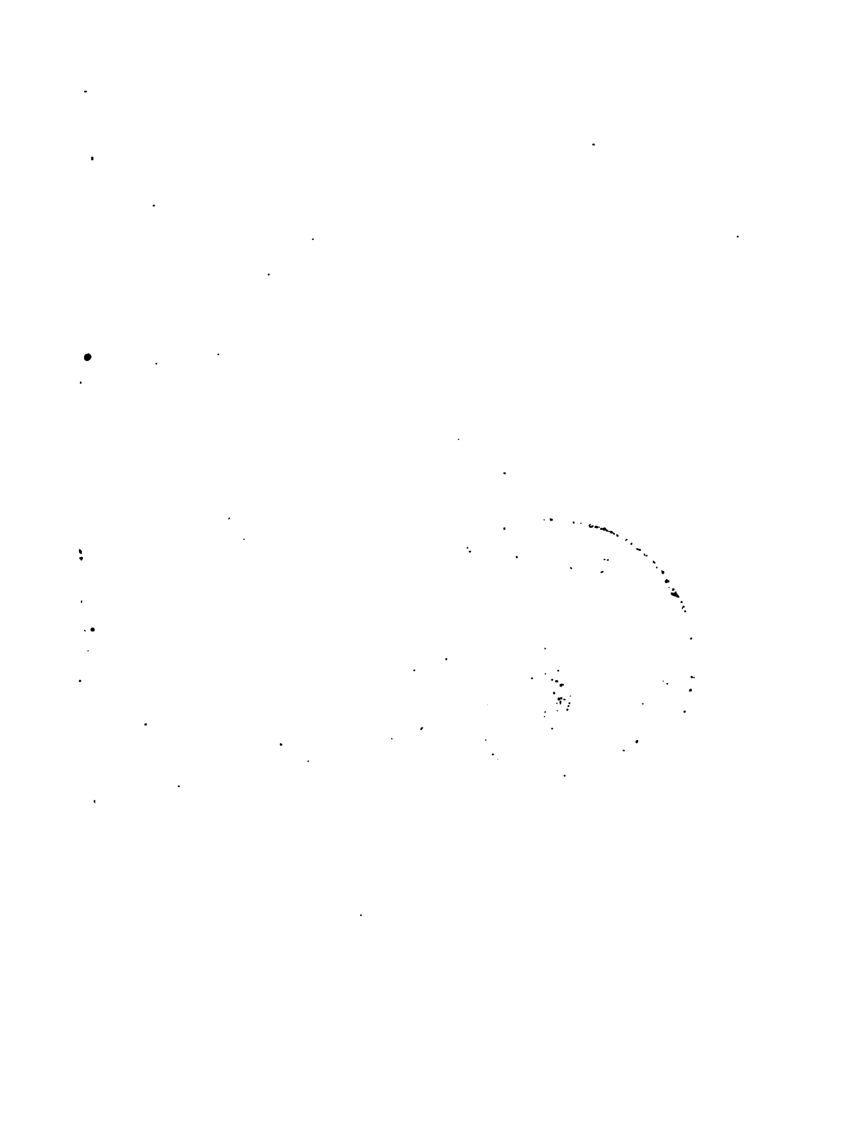





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Aus dem Tagebuche eines Weltmannes.

Causerien

aus der

Gesellschaft und der Bühnenwelt

von

Sacher-Masoch.

Leipzig,
Verlag von Paul Kormann.
1870.

Statt eines Vorwortes.

Sacher-Masoch, der in seiner Novelle „Don Juan von Kolomea" überraschend bewiesen, daß, wenn er sich immer so concentriren und sein Eigenstes geben wollte, wie in jener wahrhaft genialen Produktion, bald sich den glänzendsten Namen der Gegenwart anreihen müßte, hat in Wiener Blättern Feuilletons geliefert, die immer geistreich und voll feiner Beobachtung waren, aber in ihrer galizisch-russischen Tendenz zuletzt etwas monoton wurden. Desto vielseitiger zeigt er sich in den Causerien, welche die lüderliche Grazie von der Seine und der Weichsel gegen den Frost der deutschen

Muse in's Feld führen, überhaupt in der Wahl der Mittel, sich eines grossen Publikums zu versichern, nicht wählerisch sind, aber doch durch Leichtigkeit des Styls, feine Beobachtung und Unerschöpflichkeit im Auffinden pikanter Themen auch dem Tadler Bewunderung abzwingen.

Robert Hamerling.

In „Das moderne Feuilleton.“

Inhalt.

Deutsche Sklaverei.

Aus dem

Tagebuche eines Weltmannes.



Koketten-Wahnsinn.

Wie der Cäsaren-Wahnsinn die Weltgeschichte, so färbt der Koketten-Wahnsinn die Gesellschaft mit Blut. Jede Frau kokettirt, aber nicht jede Frau ist eine Kokette, so wie im „zierlichen Geschlechte“ der Katzen neben Hauskatze, Leopardin, Pantherin und Löwin die Tigerkatze rangirt.

Die Kokette ist der weibliche Cäsar. Eine Frau, die liebt, ist keine Kokette; eine Frau, die genußsüchtig ist, ist auch noch keine Kokette. Die Kokette ist die Ehrgeizige unter den Frauen.

Jede Frau will gefallen, die Kokette will aber erobern und herrschen. Erobern und herrschen wollen um jeden Preis ist Cäsaren- und Koketten-Wahnsinn.

Der Ehrgeiz des Mannes findet ein weites Feld in Staat und Kirche, Literatur, Kunst, Wissenschaft, in den verschiedenen Zweigen technischer Thätigkeit; der Ehrgeiz der Frau ist in den engen Käfig der Ge-

sellschaft gesperrt. Der Mann kann sich durch sein Talent, seine Kenntnisse, seine Thätigkeit, Einfluß, Ansehen, Macht erringen.

Die Frau nur durch ihre Persönlichkeit. In ihrer Persönlichkeit liegt ihre Macht, ihr Glück oder Unglück, liegt aber auch die Gefahr für sie und andere. Ihr Talent ist, diese Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, ihre Wissenschaft die Koketterie.

Eine Frau, die in wahnsinniger Selbstüberhebung, gleich einem Cäsar, ihre Persönlichkeit, ihr Ich zu einem Götterbilde machen will, deren Ehrgeiz, deren Eroberungslust durch nichts befriedigt werden, eine Frau, die ihre Macht mißbraucht, ist eine Kokette.

Verfolgen wir den Lebenslauf einer solchen Frau.

Als Mädchen, jung, hübsch, graziös, ist sie die Königin der Bälle. Ihre Eitelkeit ist vollständig befriedigt. Sie behandelt das ganze Männergeschlecht mit unsäglicher Verachtung, es steht vor ihr bedientenhaft im schwarzen Frack, mit weißer Halsbinde, gekrümmten Rücken, es hat keinen anderen Wunsch, als eine Tour mit ihr zu tanzen, keine andere Bestimmung, als ihr die Schärpe um die glühenden Schultern zu legen, und Erfrischungen zu reichen. Da dämmert es ihr zunächst als eine leise Ahnung auf, daß es auch Männer gibt ohne weiße Halsbinde, welche keine Ball-

sklaven sind, daß sie mit leichten Galanterien, wie ein Kind mit Bonbons gefüttert wird, und daß es andere, größere, ernstere Huldigungen gibt, und ihr kleines Herz dehnt sich vor Sehnsucht nach jenem kleinen Ringe, welcher für jede Frau nur das erste Glied einer Kette wird, an der sie die Männer gleich Tanzbären führt.

Die kleine Kokette frägt ihr Herz, und wieder gibt nur die Eitelkeit Antwort. Der Gatte erscheint ihr als eine Art Werthmesser der Frau, es reizt ihren Ehrgeiz, einen Mann von Jahren zu fesseln, einen Mann von Reichthum, und vor allem einen Mann von Ansehen.

So wird sie eine junge hübsche vornehme Frau.

Langsam runden sich ihre Formen, entwickelt ihr Geist pikante Spitzen, sie wird reizend, sie wird gefährlich, und sie ist entschlossen, von ihrer Macht schonungslos Gebrauch zu machen. Bald ist sie die Königin des Salon, von Anbetern umgeben, gewöhnt, jeden Mann zu ihren Füßen zu sehen. Soldaten verlieren ihr gegenüber ihre Tapferkeit, Diplomaten lassen ihre Maske fallen, Dichter sehen ihr Ideal verkörpert. Sie empfängt Huldigungen wie der Papst den Peterspfennig. Sie fängt ohne je gefangen zu werden, sie läßt sich von Keinem erobern, um nur so gewisser Alle

zu erobern. Jung und schön, ist sie tugendhaft aus Eitelkeit. Sie ist liebenswürdig bis zu dem Augenblicke, wo sie sich geliebt weiß, wo sie dem Bären den Ring durch die Nase zieht, dann kennt sie kein Erbarmen. Aber auch dann kann sie noch so reizend lachen, so bezaubernd höhnen. Aus Eitelkeit wird sie zuletzt grausam und verlangt nach Blut.

Wenn sich ihre Anbeter im Duell tödten, wenn ein Schwärmer sein Leiden durch eine Pistolenkugel abkürzt, ihr Name mysteriös durch Buchstaben und Sternchen bezeichnet in der Zeitung erscheint, Gattinen und Mütter vor ihr zittern, dann röthen sich ihre Wangen, leuchten ihre Augen, dann ist sie glücklich. Es sind die ersten Symptome des Koketten-Wahnsinnes.

Aber auch der weibliche Cäsar altert. Mit tiefem Grauen sieht die Kokette die erste kleine Falte. Die Fahnenflucht reißt unter ihren Anbetern ein. Man liebt eine reife Frau nur, wenn sie gefällig ist. So wird sie jetzt frivol aus Eitelkeit, und ihr Stern, der im Erbleichen war, lodert neu auf und überstrahlt lange Zeit alle andern. Die Männer streiten um ihre Ketten, die Jugend vor Allem eilt sich ihr Joch aufzuladen, ward ihr bisher gehuldigt, so wird sie jetzt angebetet, Ströme Blutes fließen um sie, sie hat hundert Sklaven wie eine Sultanin.

Langsam, sehr langsam geht ihr Stern abwärts. Sie wird immer gutmüthiger, immer weniger bedenklich in der Wahl ihrer Toiletten, sie muß erobern um jeden Preis, lange Zeit macht sie ihren Töchtern jeden Anbeter abwendig.

Endlich ist ihre Kunst erschöpft.

Sie bemerkt mit Verzweiflung, daß man anfängt sie mit Hochachtung zu behandeln. Zu rechter Zeit kommt ihr Gatte mit energischen Vorstellungen; er will es nicht mehr dulden, daß sie sich und ihn lächerlich macht, und sie wird also zum zweiten Male tugendhaft.

In diesem Augenblicke kommt der Koketten-Wahnsinn bei ihr vollständig zum Ausbruch. Sie hält ihren Mann für eifersüchtig und ihre Eitelkeit weidet sich an seinen eingebildeten Leiden. Er ist es offenbar, er allein, der ihre Anbeter vertreibt; denn sie wird noch immer angebetet, sie weiß es, aber sie muß sich ihrem Tyrannen fügen, die Dulderin! Ihre Phantasie quält sich mit den unglaublichsten Dingen.

Sie geht z. B. durch die Straße und hört mit Entzücken hinter sich, im gleichförmigen Takte die massiven Schritte eines Mannes. Sie wagt es nicht sich umzusehen und beschleunigt ihr Tempo. Er folgt ihr, sie nähert sich dem Hause, er ist ihr auf der Ferse.

das Herz klopft ihr, empört fliegt sie die Treppe empor, er ist hinter ihr.

Sie erreicht glücklich die Thüre ihrer Wohnung, zieht die Glocke, will um Hilfe rufen, da blickt sie in das feiste rothe Gesicht eines Kommissionairs, welcher mit freundlichen Grinsen um den „Zimmerputzer“ frägt. O, das ist nur eine Finte! — wozu wären Kommissionaire da, als um Liebesbriefe zu besorgen? Ihre Haltung hat den Boten Amors eingeschüchtert, das ist es, das allein.

Sie durchfliegt täglich fieberhaft die Zeitung. In jedem jener gewissen Inserate kann nur sie gemeint sein, jedes Feuilleton, das von einer schönen Frau spricht, kann nur auf sie anspielen. Nach ihrer Ansicht sind die Journalisten sämmtlich im Bunde mit ihren Anbetern und drucken täglich die unverschämtesten Anträge, ebensoviel furchtbare Lästerungen ihrer Tugend ab. Wenn ihr ein Handschuh verloren geht, hat ihn ein Anbeter entwendet. Sie schläft auch niemals ruhig, nie ohne ein imposantes Nachtlicht, einen großen persischen Dolch in rothsammtener Scheide. Tief in der Nacht erwacht sie, — ein Geräusch unter ihrem Bette — sie springt auf und sucht mit gezücktem Dolche nach einem kecken Verehrer. — Vergebens. Sie kehrt sorgenvoll auf ihr Lager zurück. Kaum schließt sie die

Augen, ein Geräusch über ihrem Haupte. Ein Schauer kömmt über sie. Offenbar hat sich ein verzweifelter Anbeter das Zimmer über ihr gemiethet und bohrt ein Loch in den Plafond, um zu ihr zu gelangen.

Sie kennt den Verfolger, es ist eine hohe Person, ein Prinz aus einem regierenden Hause, er hat den Handschuh entwenden lassen, sie will um Hilfe rufen, ihre Dienerschaft allarmiren, sie geht bereits mit dem Gedanken um, bei Hofe Klage gegen ihn zu führen, aber nur zu bald umfängt sie wieder tiefe nächtliche Stille und der ganze Liebesspuk war wieder nichts als — Koketten-Wahnsinn.

Der Photographiensammler.

Die gefährlichen Classen der Gesellschaft sind in neuerer Zeit durch zwei besonders bedenkliche vermehrt worden: die Briefmarken- und Photographiensammler.

Der Photographiensammler ist der Raubritter des neunzehnten Jahrhunderts, nur um so furchtbarer, da er stets im Mittelpunkte größer Städte haust. Er hat seine Leidenschaft in ein System gebracht, in Rubriken eingetheilt, denen ebenso viele Albums seiner Sammlung entsprechen: berühmte Dichter, große Staatsmänner, Schönheiten, Feldherren u. s. w.

Ihm ist nichts heilig, weder Freundschaft, noch Ehe, kein Eigenthum, kein Briefgeheimniß; vor ihm schützt weder das Gesetz über das Hausrecht, noch jenes zum Schutze persönlicher Freiheit. Er stört alle menschlichen Einrichtungen, er fällt wie vom Himmel in alle Verhältnisse und hat überhaupt Vieles mit dem antiken Fatum gemein.

Im Theater steht er zuerst rechts im Parterre, dann links, lehnt sich durch einige Zeit mit dem Rücken an das Orchester und fliegt zuletzt auf die Gallerie, immerfort mit dem Operngucker bewaffnet, unermüdlich spähend, musternd, suchend. Aehnlich benimmt er sich auf seinen Entdeckungsreisen, auf der Promenade, in den Concerten, den populären Vorlesungen.

Hat er ein neues Opfer gefunden, so verfolgt er dasselbe mit der Gier und Unermüdlichkeit der Erynnien, bis er dessen Photographie erjagt hat. Gelingt es nicht durch gewöhnliche Mittel, so greift er zu den ungewöhnlichsten. Er besucht seit einiger Zeit das Haus eines Geheimrathes, dessen Photographie er der Rubrik: „Hohe Staatsbeamte“ einverleiben will. Schüchtern, wie alle heimlichen Missethäter, hat er nicht den Muth, denselben direct um dieselbe anzusprechen, aber auf dem Tische des Salons liegt ein Album, in dem die Photographie prangt. Dieses Album ist jedesmal, wenn er einen Besuch macht, der Gegenstand seiner aufrichtigsten Theilnahme.

Endlich ein unbewachter Augenblick. Die Dame des Hauses begleitet einen Gast. Der Photographiensammler ergreift das Album und zupft an der Photographie, welche leider festsitzt.

Die liebenswürdige Hausfrau beeilt sich zurückzukehren. Er schleudert das Album noch zu rechter Zeit von sich und liest unbefangen in der Zeitung von vorgestern.

Wieder ein Augenblick des Glücks. Die Köchin hat der „gnädigen Frau" eine Mittheilung zu machen. Jetzt oder nie! Mit der Hast eines Mörders reißt er sein Opfer an sich, verbirgt die Photographie in seiner Brusttasche, aber schon steht die Gattin des Beraubten vor ihm. „Sie scheinen eine Vorliebe für Photographien zu haben," spricht sie freundlich. „Sie meinen, weil ich täglich das Album ansehe," entgegnet verlegen der Bösewicht, „eben deshalb vermisse ich heute ein Bild, das noch vor Kurzem au seiner Stelle war: die Photographie Ihres Gemahls." „Ach! wir haben noch einige Dutzend da," lacht die Dame, „ich werde eine neue hineinstecken."

„Und darum Räuber und Mörder!"

Auf einem Balle fesselt den Photographiensammler eine Frau von classischer Schönheit. Ein so edles Profil, so prächtige braune Locken, eine so stolze, üppige Gestalt hat er schon lange nicht gesehen. Das ist einmal ein Fund für die Rubrik „Schönheiten". Er läßt sich der reizenden Frau sofort vorstellen, er macht *ihr* den Hof, tanzt zwei Quadrillen mit ihr, tritt ihr

die Schleppe ab, bringt ihr Bonbons, zerbricht ihren Fächer, legt ihr beim Fortgehen den Hermelin um die göttlichen Schultern, macht den Mann eifersüchtig, muß sich mit dem Liebhaber duelliren, alles — um ihre Photographie zu erhalten.

Er findet Jemand, der ihn bei der classischen Schönheit einführt; er kommt täglich und bringt den Gatten in Verzweiflung. Der ahnt nicht, daß, wenn das Auge des Photographiensammlers verlangend auf seiner Frau ruht, dies nichts weiter zu bedeuten hat, als daß er ein unbesiegbares Verlangen nach ihrer Photographie fühlt.

Endlich entschließt er sich zu schreiben. Ein Dienstmann, der den Brief statt in die Hände der Dame in jene des Gatten spielt, ist bald gefunden. Ein Ira Aldrige, tritt der Mann in das Boudoir seiner classischen Frau. „Sind wir so weit," ruft er wüthend, „willst Du schöne Helena mit mir spielen? Irre Dich nur nicht! Ich gehe nicht sobald nach Kreta. Hier ist ein Brief von Deinem Paris."

Der classischen Schönheit wird es schwarz vor den Augen, mit zitternder Hand empfängt sie, wie sie glaubt — den Brief ihres Geliebten und bricht das Siegel. Sie überlegt schon, ob sie ihrem Gatten alles

gestehen, ihm reuig zu Füßen fallen soll, — da fällt ihr Blick auf den Brief — welche Schrift?

Lächelnd reicht sie ihn dem wüthenden Gemahl. Er liest erstaunt: „Da mir der Muth fehlt, Sie selbst um dieselbe anzusprechen, nehme ich mir die Freiheit, Sie brieflich um Ihre Photographie zu bitten.“ Unterschrieben der Photographiensammler. O! Du Bösewicht, da hättest Du beinahe ein Familienglück untergraben! —

Vor wenigen Tagen sieht er in einer Loge des Opernhauses eine Blondine, eine jener niederländischen Schönheiten, von denen Heine so köstlich singt:

„Dicker Engel, etwas flämmisch,
Wie entsprungen aus dem Rahmen eines Rubens.“

Wie schmachtet er zu ihr empor, wie rennt er Tags darauf durch die Gassen, stürzt in alle Ateliers, setzt so und so viel Kunsthändlern seine Brieftasche auf die Brust. Vergebens. Er sucht einen Freund — der ihn aufführt — auch vergebens. Er überlegt bereits, ob er ihr nicht beim Herausgehen aus dem Theater auf den Fuß treten und in diesem gewinnenden Augenblicke zuflüstern soll: „Ich wollte Sie nur um Ihre Photographie bitten, mein Fräulein!“ Er hat schlaflose Nächte. Indeß schlummert sein dicker Engel

ahnungslos süß. Unsere Blondine bewohnt einen Landsitz, welcher einsam, abseits der Straße, in einer freundlichen Landschaft liegt. Heute Abend ist sie eben wieder aus dem Theater zurückgekehrt. Sorglos entkleidet sie sich. Sie tritt an das Fenster und blickt in die wunderbare, poesievolle Mondnacht. Die Luft ist so duftig und kühl, so träumerisch füllt das Mondlicht ihr niedliches Schlafzimmer. Sie läßt das Fenster offen, schlüpft — ein Liedchen auf den Lippen — unter die rosaseidene Decke und zieht den Vorhang ihres Himmelbettes zu.

Sie schläft ein und träumt zuerst süß von einem Lieutenant, dann ist sie auf einmal in den Abruzzen und einer jener berühmten Briganti steht vor ihr.

Sie schreit auf, schrickt aus dem Schlafe, blickt um sich — da — da hört sie deutlich — wie eine Leiter an ihr Fenster gelegt wird. Soll sie rufen? Die Angst schnürt ihr die Kehle zusammen, sie setzt den Fuß aus dem Bette, da taucht schon ein Kopf an ihrem Fenster auf. Es ist ein Mann mit einem Vollbart, wild flatterndem Haare, in einen braunen Mantel gehüllt, den Garibaldihut tief in die Stirn gedrückt. Sie sieht ihn deutlich. Entschlossen ruft sie ihn an: „Wen suchen Sie?“ „Ich suche Sie,“ sagt der Räuber schüchtern, wie alle heimlichen Missethäter.

„Mich?" — Sie schlägt die Gardinen um sich und fällt auf die Kniee.

„Haben Sie Erbarmen mit mir!" fleht sie in den rührendsten Tönen, „ich bin noch jung — zwar nicht siebzehn, wie meine Mutter sagt, — aber zwanzig — zwanzig erst, und das ist noch sehr jung. Nehmen Sie alles, was mein ist, meinen Schmuck!" Der Räuber schüttelt den Kopf. „Erbarmen Sie sich, nehmen Sie auch meine Sparbüchse, meine Kleider, meine Promessen und Antheilscheine." Der Räuber schüttelt noch immer den Kopf. „Herr des Himmels, was wollen Sie dann von mir?" ruft der dicke Engel, nur noch halb lebendig.

„Ich wollte Sie nur um Ihre Photographie bitten!"

Ein weiblicher Tartüffe.

Die Tartüffes sind noch nicht ausgestorben. Wie oft haben Lustspieldichter dieselben auf der Bühne an den Pranger gestellt, wie viel gute und schlechte Bücher sind gegen sie geschrieben worden, das Geschlecht hat eine zähe Lebenskraft in sich und trotzt allen Stürmen der Zeit; es weiß sich geschickt unter tausend Masken zu verbergen, wenn der Völkersturm über die Erde fährt, sein Spiel unter derselben in Maulwurfshöhlen und Fuchsbau zu treiben, und wenn der Friede die Menschheit mit seinem Cherubimflügel deckt, in vollem Sonnenlichte sein freches Heuchlerantlitz zu zeigen. Es sind gefährliche Geschöpfe Gottes, gefährlicher auf religiösem Gebiete wie auf jedem anderen und am gefährlichsten, wenn sie dem schönen Geschlechte angehören.

Jene Dame dort, welche müde und nachläßig in ihrer Logenecke lehnt, das schmale, blasirt welke Gesicht

in die kleine Hand stützt, und zuweilen ein paar große Augen aufschlägt, in denen ein verzehrendes Feuer brennt, jene Dame, welche die Bühne, das Parterre so kalt mit ihrer Lorgnette mustert, ist wohl eine jener vornehmen Schönheiten, welche alle Blüthen des Lebens zerpflückt haben und mit einer ewig unbefriedigten Sehnsucht nach Glück, ruhelos in Soireen, Assembleen, Concerten, Theatern, Ballsälen umherschweifen. Wie viel Männer mögen wohl um dieser Frau willen in ihrem Blute verendet haben, wie viel Flüche hängen an diesen elastischen Sohlen.

Du frägst. Man nennt Dir einen aristokratischen Namen und belehrt Dich, daß Du es mit einer Frau zu thun' hast, welche sich durch ihre strenge Tugend, Frömmigkeit und Wohlthätigkeit vor vielen Andern auszeichnet.

Du kannst sie im Dome betteln sehen, aber allerdings nicht in malerische Murillolumpen, sondern in den üppigsten und fürstlichsten Zobelpelz gehüllt, und sie bettelt so rührend um einen Peterspfennig für den heiligen Vater, der so arm und unglücklich ist, daß er ohne Hülfe der katholischen Christenheit weder Zuaven halten, noch gezogene Kanonen kaufen könnte. Du kannst sie in den Spitälern als barmherzige Schwester finden, freilich nicht im ehrwürdigen Ordenskleide, sondern

in starrender Seidenrobe, das Jockeyclub=Fläschchen unter der Nase; sie erzieht Negerkinder und kleine Chinesen, versucht junge Wüstlinge zu bessern, an ihrem wappengeschmückten Thore werden täglich zwei Dutzend Armer gefüttert.

Ganz recht, das ist der Leim, auf den die Menge geht; aber Du sollst nicht gefangen werden, ich will Dich mit ihr bekannt machen; es ist Madame Tartüffe. Wenn Du in ihre Loge trittst, erwiedert sie Deinen Gruß mehr demüthig, als artig, sie spricht mit nieder=geschlagenen Augen, wenn sie Dich aber mit einem ihrer Blicke streift, so ist es nicht viel besser, als stieße sie Dir einen Dolch in das Herz. Es ist nicht der wehmüthig grauenhafte Blick eines Vampyrs, es ist der kalte, magnetische Blick einer Boa. Wenn sie auf einem Balle erscheint, ist sie stets dunkel gekleidet, denn es ist sehr elegant und — hebt ihre üppigen Schultern.

Sie muß der schnöden Welt das Zugeständniß machen und stark dekolletirt gehen, aber sie legt dann vor=sichtig ihren prachtvollen Hermelin um diese üppigen Schultern und läßt ihn erst dann fallen, wenn die Hitze wahrhaft unerträglich geworden ist, und dann so plötzlich, mit einer solchen Hast, daß ihr Unwille nicht den leisesten Gedanken an Koketterie aufkommen läßt.

Ihre Geschichte ist etwas dunkel. Wir wollen das neueste Kapital derselben aufschlagen, welches uns ein Zufall in die Hände gespielt hat. Sie ist Witwe und hat einen Sohn zu erziehen. Es ist also sehr begreiflich, daß sie einen Hofmeister sucht, es ist auch begreiflich, daß dieser Hofmeister ein durch und durch moralischer und es ist auch nicht unbegreiflich, daß er, womöglich ein ganz junger und unverdorbener Mensch sein soll. Einer ihrer frommen Freunde bringt ihr einen solchen, in Gestalt eines frischen Jungen, mit schönen blauen Augen und linkischen Bewegungen, welcher sich ursprünglich dem geistlichen Stande widmen wollte, seine Gymnasialjahre in einem klerikalen Institute zugebracht und eben das Rechtsstudium an der Universität begonnen hatte. Er gefällt und Madame Tartüffe zögert nicht, ihn zu wählen. Noch an demselben Abende sitzt ihr der Hofmeister beim Thee gegenüber, sie sind allein, sie ist sehr gnädig, er nur halb lebendig. Er ist einer jener Menschen, welche in Gesellschaft die Hände nie von den Knieen wegbringen, welche zittern, wenn eine Frau sie ansieht, denen das Blut zu Kopf steigt, wenn ein Frauenkleid zufällig ihren Fuß streift, und welche deutlich einen Strick um den Hals fühlen, wenn sie mit jemand Fremden das *erste* Mal sprechen sollen. Wie die zwar etwas ver-

blühte, aber noch reizende Frau sich in die Causeuse zurückbog, und ihn mit lächelndem Munde und ruhigem Auge betrachtete, da stand ihm das Herz stille und ihm war es auf einmal, als sei er das kleine ängstliche Kaninchen im Käfige der prächtigen Boa, und der Parfüm, von dem das Zimmer erfüllt war, drohte ihm den Athem zu nehmen. Doch diesmal entließ ihn die Boa huldvoll, nachdem sie ihm mütterlich auf die Wange geklopft hatte.

Madame Tartüffe merkte bald, daß der gute Junge noch nicht in Eva's Apfel gebissen hatte. Sie ergötzte sich gleichmäßig an seiner Unschuld, wie an seiner Unbeholfenheit und seinen tausend Ungeschicklichkeiten. Einmal, wie er ihr eine Sauce auf dem kostbaren Schlafrock gegossen hatte, gab sie ihm eine tüchtige Maulschelle und sagte dann lachend: „Sie sind doch entsetzlich dumm. Sie brauchen eine tüchtige Dressur und ich werde Sie dressiren.“

Sie behandelte ihn von dem Tage an wie ein Kind, das man mit Schlägen straft und mit Zuckerwerk belohnt. Wenn er fehlte, hieb sie ihm mit der Reitpeitsche über die Finger, wenn er brav war, hieß sie ihn auf einen Schemel vor sich niederknien und küßte ihn. Zuerst auf die Stirne, dann auf die Lippen. „Du kannst nicht einmal küssen, dummer Junge.“

sprach sie eines Abends. „Knie nieder. Ich will Dir's lehren.“ Und sie begann ihn zu küssen, wie Bacchantinen und Vampyre küssen.

Halb berauscht wollte er sich erheben, sie zog ihn beim Ohrläppchen nieder und küßte ihn wieder, bis ihn jener Wahnsinn faßte, den wir Liebe nennen, — er schlang die Arme um sie — er preßte sein Haupt an ihre Brust — er war dressirt. Es waren sonnige Tage, die nun folgten für Madame Tartüffe, wie für den guten Jungen, er trug ihr das Gebetbuch in die Kirche nach und nahm ihr den Hermelin von den glühenden Schultern, wenn sie vom Balle zurückkehrte. Aber langsam wuchsen ihm die Flügel. Das junge Raubthier hatte Blut geleckt und begann nun selbst Tartüffe zu spielen. Eines Abends fand ihn Madame in den Armen ihrer Zofe, sie traktirte ihn „aus sittlicher Entrüstung“ mit der Reitpeitsche und jagte Beide noch zu derselben Stunde aus ihrem Hause.

Wenn sie Dir gefällt, mein Freund, so bürste Deinen Hut und ziehe ein paar alte Ballhandschuhe an, sie sucht eben einen neuen Hofmeister.

Der Vergnügungsjäger.

Die Ansichten über das Vergnügen sind sehr verschieden. Dem Einen ist es eine Bacchantin, die in einer Wolke von Gaze mit flatterndem Haare, fieberhaft glühenden Augen in seinem Arme dahinrast; dem Andern ein liebes Weibchen, das ihn in behaglicher Pelzjacke, von ein paar allerliebsten Kindern umgeben, in dem traulichen Winkel beim flackernden Kamine erwartet. Es gibt Leute in Oesterreich, die ihr Vergnügen darin finden, Unterschriften zu einer Adresse für das Concordat zu sammeln und sich moralisch zur Thüre hinauswerfen zu lassen; Andere, die den wahren Lebensgenuß darin erkannt haben, wie die polnischen Landboten im Demetrius, für Brod und Stiefeln ihre Stimmen verkaufen, für „Freikarten und gute Worte“ im Theater zu brüllen, zu stampfen, mit den Stöcken in den Boden zu hauen. Manchem macht es einen grandiosen Spaß, für freundliche Blicke und ein gutes

Souper auf einem Hausballe die ganze Nacht Klavier zu trommeln und dann acht Tage mit geschwollenen Fingern herumzuschleichen. Einzelne Lieutenants unterhalten sich „famos“ damit, ehrliche Bürger zu spießen und todtzuschießen, und unsere Damen behaupten, daß kein Genuß dem gleichkomme, sich ein Dutzendmal im Tage die Schleppe abtreten zu lassen. Dieß letztere Vergnügen möchten wir noch am meisten gelten lassen, denn welche Gelegenheit gibt es nicht zu erotischen Anknüpfungen!

Es gibt auch Unglückliche, die, wie Andere dem Glücke, ihr ganzes Leben dem Vergnügen nachjagen, es überall suchen und nirgends finden, von einem eingebildeten Genusse zu dem anderen stürzen, bis ihnen einmal der Athem für immer ausgeht. Einen solchen Vergnügungsjäger wollen wir heute nach der Natur photographiren.

Sein Hauptprinzip ist, überall dabei zu sein. Er hat eine wahre Seelenangst, das Vergnügen zu versäumen, zu verfehlen; er hofft jeden Morgen, der „Augenblick“ des Glücks werde endlich kommen, er werde es festhalten können für immer. Seine Angst wird dadurch gesteigert, daß er einen Beruf hat, der ihn ernährt, den er daher nicht vollständig vernachlässigen darf. Nehmen wir an, der Vergnügungsjäger

sei ein ungerathener Sohn der Themis, so ist es natürlich, daß der Morgen ihn kategorisch in irgend eine Canzlei ruft, dort rast seine Feder über das Papier, damit er selbst um so früher seinen Hut nehmen und verschwinden kann. Gegen Mittag hat er ja eine seiner wesentlichsten Aufgaben zu erfüllen: die Visite. Sie wird von ihm wahrhaft en gros betrieben. Er hat sich alle seine Bekannten nach Stadtvierteln, Gassen abgetheilt, und obwohl er in jedem Hause nur einmal im Monate einen Besuch macht und daher überall kühl empfangen wird, muß er sich doch täglich die Füße ablaufen, täglich so und so viele Stockwerke ersteigen, — aber es ist ein Vergnügen, viel Bekannte zu haben.

Im Sommer legt der Vergnügungsjäger seine Hauptforce in das Arrangiren von Partien. Er trommelt die Theilnehmer zusammen, er führt sie bis an das Ziel.

Dort aber, wo sich Jeder zu erfrischen, auszuruhen sucht und die ganze Gesellschaft den kühlen Abend erwartet, hat er nur Zeit, einen Kaffee hinabzustürzen, zehn Händchen und ebenso viele Hände zu küssen und in der tropischen Hitze in die Stadt zurückzueilen, denn im Theater tritt ein berühmter Gast auf, und er würde gewiß um ein seltenes Vergnügen kommen, wenn er nur eine einzige Vorstellung ausließe.

Todtmüde, in Schweiß gebadet langt er an, muß sich mit allem Aufwand von Ellenbogen in das Parterre drängen, und steht nun platt an die Wand gedrückt, wie der Jüngling im Feuerofen, aber er genießt, er begeistert sich, und wenn er sich das Vergnügen des Tages noch steigern will, setzt er sich zu Hause an den Schreibtisch und stoppelt bis Mitternacht etwas für ein Theaterblatt zusammen.

Sein eigentliches Vergnügen beginnt aber erst im Winter. Da eilt er, nach dem Bureau und der Visite, Mittags zum Stadtparke, schnallt fröhlich ein Paar Schlittschuhe an und erschöpft sich in seltenen Kunststücken, um die Blicke der hübschen Damen auf sich zu lenken, welche in eleganten, pelzverbrämten Basquinen auf dem Eise hin- und herfliegen. Mitten in seinem Vergnügen ruft ihn die Uhr ab, er sucht hastig die Promenade zu gewinnen, um die blonde Löwin der Gesellschaft, in kostbare Pelze gehüllt, nachlässig zurückgelehnt, im phantastischen Schlitten vorbeisausen zu sehen. Schon ist es die höchste Zeit, bei dem Diner zu erscheinen und der reizenden Hausfrau den Arm zu geben. Beim Dessert entschuldigt sich der Vergnügungsjäger und begibt sich raschen Schrittes in das Kaffeehaus, denn es ist ein Vergnügen, heutzutage die Zeitungen zu lesen, es ist auch ein Vergnügen,

Billard zu spielen, und ein noch größeres Vergnügen, eine Partie Schach zu machen, denn Schach spielen nur geistreiche Menschen, und es ist gewiß ein Vergnügen, für geistreich zu gelten. Alles dieß geschieht natürlich en passant, denn schon ruft der unerbittliche Zeiger den Vergnügungsjäger auf den Fechtboden. Nachdem er hier durch eine Stunde tüchtig gebläut worden ist, läuft er in den Turnverein, denn alle freien deutschen Männer turnen, und es ist heutzutage ein ganz besonderes Vergnügen, ein freier deutscher Mann zu sein. Aus dem Turnverein hinkt er in den juridischen Verein, wo er einen langen Vortrag hält, denn es ist ein großes Vergnügen, einen langen Vortrag zu halten, und ein noch größeres, einen langen Vortrag anzuhören. Nach dem Vortrage schleppt er sich in den Gesangverein; nach der ersten Nummer ist er bereits so heiser, daß ihm der Chormeister den Rath gibt, seine Stimme zu schonen.

Indeß, er hat das Vergnügen gehabt, zu singen, und verläßt befriedigt den Saal. — Es ist Abend. Er schleicht nur noch durch die Straßen, aber er hat ja heute noch das Vergnügen, in einem Lesezirkel den ersten Mörder im „Macbeth" zu lesen, oder auf einem Haustheater den Elias Krumm zu spielen, oder das

interessante Fräulein ABC bei einem musikalischen Abend auf dem Clavier zu begleiten. Vielleicht ist heute der Salon der zugleich geistreichsten und schönsten Frau geöffnet, dürfte er da fehlen? — Morgen muß er in die „Concordia," übermorgen zu den „Gemüthlichen," dann kommen die großen Concerte, die großen Bälle, die Redouten; welches Vergnügen, einer Dame den Hermelin zu tragen, während sie mit ihrem Anbeter tanzt, oder von Stubenmädchen und Marchande de mode=Damen intriguirt zu werden und ihnen ein Gefrorenes zu zahlen!

Und wenn der Vergnügungsjäger sich tief in der Nacht erschöpft auf sein Lager wirft, dann umgaukeln ihn noch süße, vergnügte Träume. Er träumt, daß er beim Grafen Bismarck zu einem Thé dansant geladen ist und erst, wie er aus dem Wagen steigt, bemerkt, daß er in der Eile vergessen hat, die Unaussprechlichen anzuziehen, oder er sieht sich mit der schönsten Löwin allein auf dem Eise, und wie er sich ihr nähern will, setzt er sich mit der unanständigsten Vehemenz unmittelbar vor ihren Füßen nieder; oder er träumt, daß Dawison gastirt, und zwar an einem einzigen Abend, und gerade an diesem Abend mußte er eine Partie arrangiren und hat sich nun im Walde

verirrt, und je mehr er einen Ausweg sucht, um so tiefer geräth er hinein. Er stirbt vor Angst, er erwacht im Schweiße gebadet und wünscht sich Glück, denn „das Leben ist doch schön"; es ist Morgen, und das Vergnügen beginnt von Neuem.

Mutter und Tochter.

Es ist natürlich, daß jedes alternde Geschlecht die Zeit, welche seine Locken bleicht, zu Gunsten jener, in der seine volle Jugendkraft brauste und Welt und Leben, Staat und Kunst verklärte, unterschätzt. So entstand das wehmüthig alberne Märchen von der „guten alten Zeit.“

Zum Glücke wird es uns gerade auf dem Gebiete, auf dem dieselbe am meisten verhimmelt wird, auf dem sittlichen, durch historische und statistische Daten so leicht gemacht, den immerwährenden Fortschritt der Menschheit nachzuweisen. Jede neue Generation erscheint gegen die unmittelbar vorhergehende minder genußsüchtig, minder selbstsüchtig und daher sittlicher. Am Auffallendsten zeigt unser Jahrhundert diesen Prozeß in Oesterreich.

Aus der sittenlosen Gesellschaft des Wiener Kongresses des Metternich'schen Polizeistaates entwickelte

sich ein Geschlecht, das sich selbst für „bürgerlich streng" hielt und wie frivol lebenslustig hebt sich dasselbe von jener Generation ab, der die sittliche Erhebung von 1848 ihr scharfes Gepräge gab, während zugleich eine neue Jugend heranwächst, welcher der Ernst jener Zeit als politische und sittliche Leichtfertigkeit erscheint.

Fassen wir den ersten besten Eindruck in ein Bild.

Wir begegnen in der Ringstraße zwei Damen, schöne Gestalten, interessante Physiognomien — Mutter und Tochter.

Wie auffallend heben sie sich gleich in Erscheinung und Toilette von einander ab. Die stattliche Mutter prächtig in Sammet und Seide, die reizende Tochter bescheiden in Wolle und Tuch gekleidet. Die Mutter schreitet stolz und heiter, das Haupt erhoben, während sie ihre lebhaften Augen eroberungslustig herumschweifen läßt, die Tochter geht an ihrer Seite in sich gekehrt, beinahe finster; ihr Blick weist jedes Verlangen, jede Huldigung schnöde zurück, und straft jedes Lächeln mit einem Blitz, welcher unerbittlich trifft und zündet.

Das tapfere Mädchen versteht es aber nicht allein sich selbst zu vertheidigen, sie ist unermüdlich, die Mutter vor Versuchung wie vor ihrem eigenen raschen Herzen, ihren glühenden Sinnen zu beschützen, vor galanten Sünden zu bewahren.

Wenn sie zusammen in der Loge sitzen, hat die Tochter unverwandt das Auge auf die Bühne gerichtet, sie schwelgt in dem Genusse erhabener oder heiterer Dichtung, sie schlürft die süßen Melodien ein; auf einmal bemerkt sie, daß das Opernglas ihrer Mutter einen schiefen Winkel gegen die Bühne bildet, sofort nimmt das ihre dieselbe Richtung. „Mit wem kokettirst Du?“ fragt sie unerwartet. „Ich — mit Niemand — mir kam nur vor —“

„Du hast den Baron entdeckt. Dort steht er beim Eingange in das Parterre und gähnt. Wie kannst Du so einen Laffen beachten.“

„Du hast recht,“ seufzt die Mutter und ihr Blick schweift gedankenlos durch das Theater.

„Hast Du denn gar keinen Sinn für Shakespeare, Göthe, Schiller, für das rührende Schicksal eines Gretchens, einer Julia, bewegt Dich die Rachearie einer Donna Anna nicht?“ beginnt wieder die Tochter. „Mir thut das weh!...“ Die Mutter klopft dem vorlauten Kind beschwichtigend auf den Nacken und folgt einige Zeit mit peinlicher Aufmerksamkeit dem Spiele der Darsteller.

— — Eine andere Scene.

Der Livréebediente bringt auf silberner Tasse ein *parfümirtes* Briefchen. Die Tochter hält das Tuch

vor die Nase, während die Mutter mit geschlossenen Augen seine Odeurs einsaugt.

„Gewiß wieder ein Liebesbrief? fragt erregt das Mädchen.

„Nein, nein.“ Die Mutter küßt sie auf die Stirne, setzt sich an den vornehmen Sekretair und schreibt. Das Briefchen wandert dann in ein Mignon-Couvert, wird mit einem Hirschkopf gesiegelt und heimlich der Zofe übergeben. Ehe es jedoch an die Adresse gelangen kann, hat die kluge Tochter dieselbe bereits ins Verhör genommen.

„Du hast einen Brief zu besorgen.“

„Ich weiß nichts von einem Briefe.“

„Einen Brief meiner Mutter.“

„An wen?“

„Das ist gleichgültig. Du giebst mir diesen Brief!“

In diesem Augenblicke streckt das junge Mädchen den Arm gebieterisch aus und ihre großen Augen drohen. Die Zofe bebt vor diesen Augen zusammen und gibt das Billet-doux heraus, welches ungelesen in den Kamin fliegt. —

Es dämmert. Die Mutter hat sorgfättig Toilette gemacht und verlangt ihren Sammetmantel. Es ist Winter. Die Tochter wickelt sich rasch in ihren Shawl. „Ich gehe mit.“ — „Was fällt Dir ein?“ — „Du

gehst zu einem Rendezvous. Ich bleibe Dir an der Seite."

— Sie gehen stumm mit einander durch die Straßen. Die Mutter seufzt von Zeit zu Zeit. Einmal nickt sie einem jungen Manne, der sie aus der Ferne mehr vertraulich als ehrerbietig grüßt, mit schwermüthiger Huld zu. Nicht lange darauf findet sie die Luft abscheulich scharf und schneidend und kehrt nach Hause zurück, wo sie Casanova's Memoiren liest, während sich die Tochter an Buckle's Geschichte der Civilisation begeistert. Oft sitzt diese zu den Füßen der Mutter und plaudert ihr all' die süßen, heiligen Geheimnisse eines reinen Herzens aus, berichtet ihr von den großen Thaten der Geschichte, läßt ihr die rührenden Gestalten der Dichtung erscheinen, und dann zieht ein jungfräulicher Duft von ihr zu der lebensmüden, genußkranken Frau empor und erquickt ihr versteinertes Herz. —

Sie lacht so gut, so unschuldig; ihr Lachen löscht die finstern Linien vom Antlitz der Mutter. So schwebt sie sichtbar, unsichtbar als Schutzengel um sie, Tag und Nacht, immer wachsam.

Nur manchmal, wenn sie allein ist und einsam, wenn sie Niemand sieht, stützt sie den Kopf in beide Hände und weint.

Anti-Trappisten.

Wir verfolgen die verschiedenen Secten in Amerika, England und Rußland, den bacchantischen Wahnsinn der Adamiten, die seltsamen Gebräuche der Lipowaner, die zersetzenden Doctrinen der Nihilisten mit so lebhaftem Interesse, daß wir darüber die gefährlichsten Secten in unserem Weichbilde übersehen.

Auch wir haben unsere Adamiten und Nihilisten. Eine Secte — vor allen anderen — unterwühlt die heiligen Grundlagen unserer Gesellschaft. Sie ist überall und nirgends, sie etablirt sich in allen Schichten, sie drängt sich in die Familie, in den Salon, in die Amtsstube, vor ihr schützt kein Schilderhaus und keine Clausur.

Ihre Mitglieder erkennen sich, wie die Freimaurer, an gewissen geheimnißvollen Zeichen. Wenn sie sich irgendwo begegnen, sei es auf der Straße oder im Theater, so beginnen sie, im Gegensatze zu den Trap-

pisten, welche ein tiefes Stillschweigen beobachten, endlose Gespräche und grüßen sich, statt mit einem „Gedenke des Todes," mit einem „Gedenke des Lebens" — „Anderer" — fügen sie still hinzu. Man könnte sie auch deßhalb Antitrappisten nennen.

Sie sind eigentlich praktische Schüler Schopenhauer's, Apostel des Pessimismus, sie arbeiten unermüdlich an der Zerstörung des Idealismus. Es gibt Nichts, was vor ihnen bestehen könnte. Wie seinerzeit der Blocksberg und heutzutage der Magnetismus, rekrutiren auch unsere Antitrappisten vorzüglich unter dem zarten Geschlechte, und zwar mit Vorliebe unter jenen Jungfrauen, deren Anblick schon jeden Versucher zurückweist.

Es gibt auch männliche Mitglieder, welche dann besonders gefährlich sind, weil sie bei Nacht von einem alten Weibe gar nicht zu unterscheiden sind.

Die Antitrappisten unterwerfen ihre Lehrlinge, wie die Freimaurer, strengen Prüfungen. Gewisse Eigenschaften sind unentbehrlich, denn sie tragen ohne Ausnahme Rasirmesser statt der Zungen und Mikroskope statt der Augen im Kopfe.

Von Zeit zu Zeit halten sie feierliche Zusammenkünfte in geschlossenen Logen, aber das, was uns dieser *Secte gegenüber so ganz* wehrlos macht, ist eben, daß

ihren Mitgliedern jedes einfache Sopha, ja die erste Bank oder zwei Sperrsitze im Theater genügen, um sofort ihren schrecklichen Cultus zu begehen.

Der Winter mit seinen langen Abenden, behaglichen warmen Stuben, vollen Theatern, Bällen, Redouten, Soireen, Concerten, Fastenpredigten und populären Vorlesungen ist die goldene Zeit der Antitrappisten. Dann halten sie ihre Logen, dann trinken sie Blut und essen Menschenfleisch. Menschenfresser in dem gebildeten Welttheile! Du schüttelst ungläubig Dein Haupt, lieber Leser? Komm'! ich bin Mephistopheles und der hinkende Teufel in einer Person, ich entführe Dich auf meinem Zaubermantel und jetzt — hebe ich ein Dach ab. Wir belauschen die Antitrappisten in ihrem Heiligthum.

Es dämmert. Jenes angenehme graue Halbdunkel lagert auf der Erde, das den Antitrappisten so lieb ist, in welchem man schwärz und weiß nicht mehr genau unterscheiden kann. Alles nimmt jene graue, nihilistische, hamletische Farbe an.

Jetzt kommen sie zusammen aus den verschiedensten Vierteln der Stadt, sie begrüßen sich mit ihren gewöhnlichen Ceremonien, sie mustern sich gegenseitig und prüfen die Schüler.

Die Antitrappisten nehmen nämlich in ihre feierlichen Versammlungen immer Lehrlinge mit, welche in ihrem jugendlichen Idealismus Stoff und Anregung liefern müssen, sonst würden die Eingeweihten einander stumm gegenüber sitzen, wie alte hundertjährige Nilkrokodile, die sich auch nichts Neues zu sagen haben.

Endlich klingt der bekannte Ton, mit dem ihre Versammlungen eröffnet werden; es ist keine Glocke, wie in parlamentarischen Körpern und christlichen Kirchen; es ist auch keine Menschenstimme, wie in den muhamedanischen Moscheen, es ist ein leises Zusammenklingen der heiligen Gefäße, welche eine antitrappistische Tempeldienerin auf einer Tasse hereinträgt und auf den mit einem farbigen Tuche bedeckten Tisch stellt. Es sind kleine runde Gefäße, mehr hoch als breit, mit zierlichen Henkeln; sie stehen auf anderen flachen, gleichfalls runden Gefäßen, welche bestimmt sind, jeden Tropfen des heiligen Trankes aufzufangen, welcher sonst auf die profane Erde fallen könnte. Aus einem hohen Opferkruge, welcher etwas an unsere Kaffeemaschinen erinnert, wird der heiße, dampfende, braune Trank in die kleinen Tempelgefäße geschüttet; sein Duft schon übt auf die Antitrapistinnen eine ähnliche exaltirende Wirkung, wie ihn der Hauch, der unter ihrem *Dreifuß emporstieg,* auf die Pythia übte.

Nun beginnen sie das Opfer, wobei sie sich statt der Opfermesser ihrer Zungen bedienen. Sie schlachten die Menschen, welche nicht zu ihrer Secte gehören, in ganzen Hekatomben und sättigen sich an ihrem Blute und Fleische. Hätten sie all dieß Menschenfleisch in natura verzehrt, so würde die Erde entvölkert sein, denn es gibt Niemand, den die Antitrappisten nicht bereits unter ihrem Messer gehabt hätten. Bilde Dir nicht ein, lieber Leser, daß Du verschont wirst oder ich, wir beide sind ebenso Opfer dieser blutgierigen Secte, als der Setzer, der diese Zeilen setzt und der Austräger, der sie Dir gedruckt ins Haus bringt.

„Die Z. habe ich heute in einem prachtvollen neuen Sammetpaletot begegnet“, beginnt eine noch idealistische Schülerin, „das ist eine schöne Frau — dieses reiche blonde Haar, wenn ich ein Mann wäre —“

„Würden Sie sich doch nicht in die verlieben,“ fällt belehrend eines der alten ausgepichten Krokodile ein, „sie ist stark über dreißig —“

„Der Rittmeister macht ihr den Hof,“ ruft ein zweites.

„Und der Sammetpaletot ist noch nicht gezahlt,“ lispelt ein drittes Krokodil.

Bemerke, lieber Leser, die eigenthümliche Logik dieser Secte, beiläufig so: Frau Z. ist nicht schön,

denn sie ist über dreißig; sie hat kein reiches blondes Haar, denn sie correspondirt mit einem Husaren; ihr Paletot ist nicht von Sammet, denn er ist noch nicht bezahlt. Das Talent eines Malers wird bestritten, weil er schlechte Zähne hat; jenes eines Schriftstellers, weil er die Gewohnheit hat, den linken Absatz schief zu treten; man warnt vor einem Lehrer, welcher ein rothes Halstuch trägt, und vor einem Arzt, welcher einmal einen — Hasen getödtet hat.

„Die X. — es ist von einer aristokratischen Familie die Rede — sind doch sehr glücklich“ — wirft wieder eine Schülerin hin.

„Besonders, wenn sie sich nicht sehen,“ erläutert eine ergraute Antitrappistin, „wenn sie in ihrer Loge im Opernhause sitzt, geht er auf der Ringstraße spazieren; sie läuft auf Schlittschuhen, wenn er nach Croatien auf die Wolfsjagd fährt, und läßt sich von einem jungen Poeten seine sämmtlichen Werke vorlesen, während ihr Gatte im adeligen Casino Whist spielt.

Man sollte nach dieser Aeußerung glauben, daß die Antitrappisten für das Glück der Ehe schwärmen. O behüte! Jetzt stoßen sie einmal auf Mann und Weib, die sich herzlich gut sind. Schon wetzen sie lustig die Opfermesser.

„Er lebt nur ihr, er kennt kein Glück außer dem Hause," sagt noch zum Ueberflusse eine Schülerin, „sie ist aber auch dafür nur an seinem Arme zu sehen."

„Sehr begreiflich," zischt eine Hohepriesterin; „er hat eben sein Leben genossen und sie ist ein Gänschen, das sich einsperren läßt."

Ich sehe bei Dir Symptome von Wuth, mein lieber Leser, flüchten wir uns.

Auf dem Eise.

Die feste glatte Eisdecke ist noch trügerischer als die bewegliche Wasserfläche, daher ihre doppelte symbolische Bedeutung für das Menschenleben. Man geht auf das Eis und wird auf das Eis geführt. Was aber lockt uns Erdenkinder auf das schimmernde fremde Element? Den Mann die Eitelkeit, das Weib die Koketterie. Auf dem Eise kann der Mann jene ruhige Sicherheit, jene Kraft, jene Selbstbeherrschung zeigen, welche an demselben vor allem imponirt und gefällt, und das Weib jene Kühnheit und Grazie, welche ihre Schönheit mit neuen Reizen schmücken. Das Eis bietet der Eitelkeit wie der Koketterie die höchsten Triumphe, aber auch die höchsten Gefahren. Der Mann, der jetzt einem nordischen Gotte gleich reckenhaft auf dem Eisschuh dahinsaußt, die Frau, welche wie eine Elfe, wie Erlkönigs Tochter über den diamantenen Spiegel schwebt, kann im nächsten Augenblicke in der schmählichsten

Stellung der Welt da sitzen und die Füße wehklagend gegen den Himmel heben.

Für die Koketterie kommt diese Strafe nicht ganz unverdient, denn sie hat etwas Grausames an sich. Sie beweist, daß Blicke nur die leichten Truppen weiblicher Eroberungskunst sind; sie zeigt uns Dinge, die wir eigentlich gar nicht zu sehen brauchen und sonst auch gar nicht zu sehen bekommen, mit einer Naivität und einer Grazie, welche etwas Empörendes an sich hat. Eine vollendete Kokette wird daher eben so gut Schlittschuhlaufen wie Reiten und Tanzen, und auf diese Weise alle ihre Reize in sinnreicher Abwechslung entfalten. Das Eislaufen ist Mode geworden und der Eisschuh ein unentbehrlicher Bestandtheil der weiblichen Wintertoilette.

Sogar der harmlose niedliche Wiener Stadtparkteich und die Gegend der Rousseauinsel sind von dieser Mode beleckt worden. Dort zeigt sich Gabillon auch auf dem Eise als Meister der Nuancen und Fräulein Baudius wirbt ihre Claque für das Burgtheater, hier machen ein Paar reizende Kaufmannsfrauen durch einen Aufwand von Edelmarder und Zobel Reclame für ihre bankerotten Gatten.

Der Eisschuh ist echt germanischen Ursprungs; in Skandinavien spielt er seine mythologische Rolle,

Schweden und Holländer sind heute noch seine ersten Jünger. Das Leben auf dem Eise contrastirt lebhaft mit den übrigen Eigenthümlichkeiten des Holländers, so behäbig, langsam, bequem er sonst unter seinen Tulpen und an seinem Kamine sein mag, so lebhaft und ausgelassen ist er auf dem Eise. Der Winter läßt ihm aber auch keine Wahl, denn er verwandelt sein ganzes, von Flüssen und Kanälen zerschnittenes Land gleichsam in eine einzige Eisbahn. Und die bequemste der Frauen, die Holländerin, für welche die pelzbesetzte Hausjacke, die Goldhaube, die kleine Thonpfeife, das Kohlenbecken typisch geworden sind, ist auch die kühnste Schlittschuhläuferin. Eines jener berühmten niederländischen Cabinetsstücke in Versailles zeigt uns die holländische Schlittschluhläuferin; die Arme auf der Brust gekreuzt, das schöne Haupt mit dem holländischen Käppchen stolz erhoben, fährt sie dahin, die prächtige „Pelzjuppe" schmiegt sich ihrer elastischen Bewegung an, der Seidenrock fliegt und läßt die kleinen Füße sehen. Sie wäre die Gestalt eines Märchens, wenn ihr die drastischen Gestalten der Landleute, welche zu Markte fahren und die riesigen Windmühlen nicht einen ganz reellen Hintergrund geben würden.

Die berühmte Schwester Karls V., die Gemahlin

des letzten Königs der Magyaren, Maria, brachte den Eisschuh aus den Niederlanden, wo sie erzogen wurde, nach Ungarn und zeigte in rothem, hermelinbesetztem Ueberwurfe und Käppchen auf dem kleinen Teiche des Thiergartens zu Ofen ihre Künste. In Holland war es auch, wo der junge Kaunitz mit dem Schlittschuh Bekanntschaft machte und von einer schönen Holländerin im vollsten Sinne des Wortes auf das Eis geführt wurde. Um seine Bildung zu vervollständigen, besuchte er mehrere ausländische Universitäten und studirte auch zu Leyden, dessen erste Schönheit damals Frau Helena van Oreczee, eine reiche Witwe, war.

Kaunitz, von Hause aus ungeheuer steif und ängstlich, zeigte eine mitleiderregende Unbeholfenheit. Am meisten fürchtete er sich vor dem Eise und vor — Frauen. Der schönen Helena gelang es, das letzte Vorurtheil rasch zu besiegen, aber umsomehr Schwierigkeiten machte ihr das erste. Wenn ihr Kaunitz von den Flammen seiner Leidenschaft sprach, redete sie vom Eise; doch vergebens; bis er ihr endlich zu Füßen lag und in der lächerlichsten Weise der Welt erröthend und stotternd um ihre Gunst warb. Die schelmische Holländerin ergötzte sich an dem unschuldigen Liebhaber, dessen Genie damals schon durch seine barocken Hüllen leuchtete, und schwor ihm feierlich „ewige Liebe und

Treue für ein ganzes Jahr," wenn er die Probe bestehe, der sie ihn unterziehen wolle. Der glückliche Kaunitz betheuerte, für sie durch das Feuer gehen zu wollen. „Das verlange ich gar nicht," entgegnete die reizende Wittwe, „aber Sie sollen mit mir auf das Eis."

Kaunitz erbleichte, aber erklärte sich bereit, ihr bis an den Nordpol zu folgen. Frau van Dreczee schlüpfte in ihre Pelzjuppe, reichte dem verblüfften Anbeter mit einem boshaften Knix ein Paar Eisschuhe, und begab sich dann an seinem Arme auf den von einer dicken Eisdecke überspannten See. Am Ufer desselben schnallte ihr Kaunitz kniend die Schlittschuhe an, während Frau Helena ihr Opfer auf dieselbe Weise durch einen Straßenjungen ausrüsten ließ; — dann ließ sie dasselbe in einem Sessel Platz nehmen und führte es mit Windesschnelle bis in die Mitte des See's. Dort angelangt, sprach sie lächelnd: „Nun Graf, wenn Sie mich wahrhaft lieben, holen Sie mich von jener Insel dort; ich will, wie Ariadne, an dem Ufer sitzen und auf Sie warten." Und im nächsten Augenblicke war sie über die Eisfläche davon geflogen. Kaunitz saß nun da, rathlos, verzweifelt. Seine Angebetete hatte ihn auf das Eis geführt. Das war klar genug. Aber wie fortkommen — wie zu ihr gelangen? Er erhob sich und fiel, und erhob sich wieder, um wieder zu fallen.

Sie saß drüben auf der Insel und lachte. Ihr Hohn, seine Liebe gaben ihm neue Kräfte und Talent: er klammerte sich an die Lehne des Sessels und entdeckte, daß ihm derselbe eine gewisse Sicherheit verlieh; er wagte den Versuch und ließ sich durch denselben leiten. Es machte sich weit besser, er fiel, aber es ging vorwärts; er ließ endlich den Sessel los, er fiel wol hundertmal, aber er erreichte zuletzt glücklich die Insel und führte seine Ariadne triumphirend nach Hause, welche ihn auch wirklich ein ganzes Jahr mit beispielloser Treue liebte und erzog.

Auch Goethe war ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer. Wer kennt nicht die Szene auf dem Eise, welche Kaulbach so köstlich gezeichnet hat, wo er in dem Pelzmantel der Frau Rath wie ein junger Gott auf demselben schwebt.

Den Slaven ist der Schlittschuh fremd. Engländer und Holländer haben dieses Vergnügen erst nach Petersburg verpflanzt und dort einen eigenen Club auf der Newa gegründet. Die Damen erscheinen in einem reizenden Costüme: hoch aufgeschürzt, in niedlichen Schnürstiefelchen, in einer pelzverbrämten Casaque, mit einer koketten kleinen Pelzmütze auf dem Kopfe. Nachts ist die Bahn mit farbigen Lampen beleuchtet und die schönen Schlittschuhläuferinnen schweben, farbige Lamp-

chen an Mütze und Gürtel, wie Leuchtkäfer über dem Eise. Jetzt gehört das Eislaufen auch bei den Russen zum guten Ton. Die berühmteste Schlittschuhläuferin ist jene üppige Nadejda, welche in der unheiligsten Toilette in ganz Europa für das heilige Rußland Propaganda gemacht hat und die der deutsche Dichter so glühend besingt:

„Unter Sammt gepreßt die Locken,
Um die Schultern Hermelin,
Trug durch Schnee und Eisesflocken
Dich der kleine Schlittschuh hin.“

Der moderne Samaritaner.

Wer durch das Ungefähr zum Zeugen irgend eines Unglückes, eines Unfalls wird, der macht die Bekanntschaft eines seltsamen Mannes, welcher mit besorgter Miene am Platze erscheint, sich um die kleinsten Details erkundigt und eine beinahe krankhafte Theilnahme verräth; er wird diesem Manne bei jeder Gelegenheit, wo der Menschheit ganzer Jammer zu Tage tritt, wiederbegegnen und vielleicht mehr als einmal durch dessen Erscheinen gerührt werden.

Tief in der Nacht schlägt die Feuerglocke an, die Schläfer fahren empor, Fenster klirren auf, eine rothe Lohe steht am Himmel, die schwarzen Häuser der Stadt heben sich wie ausgeschnitten von demselben ab, ein scharfer Wind droht den Brand weiter zu tragen: Feuerspritzen rasseln durch die Straßen, Menschen rennen der Stätte zu, um zu helfen, zu retten.

Der erste, welcher da ist, bleibt aber doch unser moderner Samaritaner.

Ein großes Wohnhaus von mehreren Stockwerken

auf einem belebten Platze steht in Flammen. Der Samaritaner hilft den Bewohnern ihre Sachen ausräumen, er führt eine alte Frau, welche der Schrecken beinahe gelähmt hat, und frägt überall, wie das Feuer entstand, ob ein Menschenleben zu beklagen ist, ob der Schaden bedeutend, und schüttelt bei jeder Antwort theilnehmend den Kopf. Er eilt zu den Spritzenleuten und frägt, ob genug Spritzen am Platze sind; er erstaunt, wenn der Bürgermeister, wenn die Spitzen der Behörden nicht bereits aus den Federn sind; er harrt aus, bis das Feuer überwältigt ist und ist dann auf einmal verschwunden.

Das Eis bricht, die Wogen des Flusses gehen hoch und stürmisch und bedrohen die kleinen Häuser der Wasserstadt; an beiden Seiten sind Fackeln ausgesteckt, steht eine aufgeregte Volksmenge, ebenso auf den Brücken, und unser Samariter schießt auf und ab, und frägt Den und Jenen, welche Anstalten getroffen sind, welche Nachrichten man vom Lande habe und zählt aufgeregt die Gegenstände, welche auf dem Wasser treiben, Bestandtheile von Hütten, Räder, Wiegen, Einrichtungsstücke, Stege und Brücken.

Eine vornehme Equipage mit jungen, feurigen Pferden fährt über die Promenade, auf welcher eben die Platzmusik spielt; die Thiere werden scheu und

gehen durch; der Kutscher verliert die Leitseile und fällt vom Bock. Alles schreit und läuft durcheinander; ein paar Soldaten fangen die Pferde auf, schon ist unser Samaritaner am Kutschenschlage, schon hilft er der schreckensbleichen, aber um so schöneren Frau aus dem Wagen und frägt besorgt, ob sie sich verletzt, er tröstet auch den Kutscher und erfährt von ihm den Namen seiner Herrschaft.

In einer engen Gasse der innern Stadt wohnt ein Handwerker, welcher mit seiner Ehehälfte einen dreißigjährigen Krieg führt. Nach einem kurzen Waffenstillstande stehen sich die beiden Parteien wieder einmal auf dem Kampfplatze gegenüber. Die Schlacht wird mit einem Kleingewehrfeuer von Scheltworten eröffnet; statt der Kanonenkugeln und Kartätschen fliegen Töpfe, Rainen, Schüsseln durch die Luft; zuletzt greift die resolute Hausfrau mit dem Bajonnete — mit dem Besen nämlich — an.

Die Nachbarn rennen herbei, sammeln sich um die Streitenden; auch unser Samariter ist in der Nähe und stürzt sofort in den dichtesten Kugelregen; er parirt den Besen der tapfern Amazone, er entreißt dem zornentbrannten Gatten ein irdenes Geschoß und bringt die Beiden auseinander, fragt mitleidig um die Ursache ihres Zerwürfnisses, ihres gegenwärtigen Haders, be-

[illegible]

[illegible] wie er denselben [illegible]

[illegible] moderne Samariter?“ frägst [illegible] und dort; man zuckt die [illegible] einmal den Rechten, der [illegible] eines Eingeweihten die Antwort [illegible] Kollektensammler eines gro- [illegible] Masse[illegible]

Jagd.

Der Spätherbst, die Zeit der hohen Jagd, ist da. Der erste Schnee ist in den Gebirgen gefallen, er treibt den Bären, den Wolf, den Fuchs in die Ebene, in die Nähe menschlicher Sitze. Von den Karpathen bis zu den Abhängen der Alpen werden Netze gestellt, Wolfsgruben gegraben. Das Jagdhorn schallt, die Büchse knallt, der Ruf der Treiber tönt in allen Sprachen des Welttheils.

Es ist ein seltsamer Reiz, der in der Jagd liegt, ein Trieb der Natur fordert gewaltsam seine Rechte, und so mächtig ist dieser Trieb, daß er sich überall ausspricht, in jedem Lebendigen, in jedem Verhältnisse, in jeder Zeit.

Das ist nicht die Jagd allein, mit der Büchse auf dem Anstand stehen, Thiere auf Thiere hetzen, mit dem Hunde Feld und Sumpf durchstreifen. Die Jagd ist überall, und wie Vielen, die kein Revier besitzen, ist weit lockendere Gelegenheit geboten, ihre Jagdlust zu befriedigen.

Alles jagt in dieser Welt, vom Kaiser Napoleon angefangen bis zu dem jüngsten Flaumbart von Kater, von Pola bis zum Kap der guten Hoffnung.

Nicht die Nahrung, sondern das Vergnügen, zu fangen, zu tödten, — die Wollust, einer fremden Natur Zwang anzuthun, sie sich zu unterwerfen, ihr Leben zu bedrohen: das ist das ureigentliche, dämonische Motiv der Jagd, eine jener Nachtseiten der Natur, die uns zugleich anziehen und beunruhigen, und nirgends ist dieser Zug von Wildheit, von Grausamkeit so stark, so präpotent entwickelt, als bei dem Weibe, wo er in mannigfachen Nuancen schillert und — droht.

Wer kennt nicht in meiner Heimat jenen einsamen, düsteren, poesievollen Edelhof bei Kolomea, dessen Herrin die russische George Sand ist?

Schöne, seltsame Olga! Ihr Bild steht mir so lebhaft vor der Seele, wie das Bild einer Geliebten. Ich sehe sie noch das letzte Mal mit mir auf der Freitreppe stehen, hoch, schlank wie eine Göttin, das wunderbare marmorne Antlitz, die großen dunklen Augen, welche lachen, wenn ihnen das Weinen nahe ist.

Der Herbstwind streicht scharf durch die Stoppeln, verwirrt ihre Locken und sträubt den Pelz auf ihrer Jacke. Ich steige zu Pferde, sie beugt sich noch herab und reicht mir die kleine kalte Hand, dann trägt mich das

Thier davon und lange flattert noch ihr weißes Tuch in der Luft.

Und wieder sehe ich die schöne Frau mit dem wehen Herzen, der zarten begeisterten Seele, stolz im Sattel sitzen, von Reitern und Jägern gefolgt, den Fuchs, den Hasen hetzen und mit mordlustigen Augen, mit halbgeöffneten Lippen lachen, wenn ihre Windhunde das von Todesangst zitternde Thier in die Luft emporwirbeln.

Und sind jene Leidenschaften, welche die Gesellschaft unterwühlen, das Spiel auf der Börse, an dem grünen Tische? sind jene harmlosen Kämpfe auf dem Schachbrette, mit Dominosteinen, ist jene häusliche ehrbare Mariage alter Fräuleins etwas anderes als Jagdvergnügen?

Wer kennt nicht jene erbarmungslosen Speculanten, welche sich wieder vorzüglich unter dem weiblicheu Geschlechte rekrutiren und nicht blos auf Gewinn, sondern auf den Ruin Anderer ausgehen, denen es eine seltsame Befriedigung gewährt, wie Jäger ihre Opfer zu umstellen, verzweifelte Anstrengungen machen, vergebens um Gnade bitten zu sehen.

Ich keune eine blasirte Dame, welche ein fieberhaftes Vergnügen zeigte, als sich ein Mörder in ihrem ausgedehnten Waldgebiete vor der verfolgenden Ge-

rechtigkeit zu verbergen suchte, und noch in demselben Augenblicke alle ihre Leute aufbot, sich selbst zu Pferde setzte nnd nicht ruhte, bis der Unglückliche zitternd, die Hände auf den Rücken gebunden, vor ihr auf den Knieen lag. Ja sie fuhr in die Kreisstadt, nm seiner Hinrichtung beizuwohnen, denn er war ja ihre Jagdbeute.

Oft nimmt die Passion komische Formen an. So besitze ich drei kostbare Katzen, deren Mutter bei einer nächtlichen Liebesexkursion getödtet wurde, und die in der Familie mit Kuhmilch wie Findelkinder aufgezogen wurden. Sie sind in Folge einer sorgfältigen Erziehung sehr gebildet, verlassen die Wohnung nicht und fangen keine Mäuse; aber von Zeit zu Zeit regt sich doch der Jagdteufel, dann lauern sie mit himmlischer Geduld in der Küche auf Schaben oder fangen Fliegen, welche sie dann wie eine Delikatesse behaglich verspeisen.

Das wahre Jagdgebiet der Frauen ist die Liebe, und wir sind mehr oder minder alle ihr Wild.

Meist gilt es, uns nur einzufangen und an die Kette zu legen, aber nicht selten ist es eine ernste Jagd und endet damit, daß das gehetzte Wild zu den Füßen der Jägerin verröchelt. Wem ist nicht eine dieser Frauen im Leben begegnet, welche mit Huldigungen, mit Leidenschaften nicht zufrieden sind, welche ihre

blutigen Opfer fordern, ihr Wild mit langsamer Grausamkeit tödten oder es wie eine Gemse an eine steile Felswand jagen, wo es sich selbst den Tod gibt, oder endlich zwei ihrer Opfer wie Gladiatoren im Circus einander gegenüberstellen und wenn sie gleich den Vestalinnen über Tod und Leben zu entscheiden haben, jedesmal den Daumen umdrehen. Mord, Selbstmord und Zweikampf bezeichnen ihren Weg, sie sind bis oben mit Blut bespritzt und schreiten doch lachend weiter, wie wenn sie auf Blumen gehen würden.

Erhöht wird der Reiz der Jagd durch die Gefahr. Jenes Vergnügen, das ein guter Schütze empfindet, wenn er wehrlose Rebhühner und Becassinen aus der Luft herabholt, ist durchaus nicht mit dem ernsten Spaße einer Bärenjagd zu vergleichen.

„Die eigene Gefahr erhöht den Reiz der Jagd," sagte mir einmal eine kokette schöne Frau.

Sie hatte eben die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der gleich ihr ein kaltes Temperament, ein durch das Leben abgehärtetes Herz besaß und dessen edle Schönheit, dessen imposanter Charakter, dessen glänzender Geist sie aufforderten, ihm ihre Schlingen zu legen. Es war ein Schauspiel für Götter, diese Beiden zu sehen, welche vom ersten Augenblicke an ein fieberhaftes Interesse für einander gefaßt hatten und

von denen Jedes das Andere aus seiner Sicherheit zu locken, zu verwunden, zu unterwerfen suchte. „Ich werde ihn auslachen, wenn er sich in mich verliebt,“ sagte sie mir, „und er wird sich verlieben.“

Und Er?

„Ich werde mich erschießen, wenn ich mich in sie verliebe und ich werde mich verlieben, aber sie — sie stirbt mit mir — denn sie liebt mich jetzt schon bis zum Wahnsinn.“ Und das Ende der Geschichte?

Die Pistolen waren geladen, das Testament gesiegelt, der Hahn knackte, als sie in das Zimmer und gerade zu seinen Füßen stürzte.

Der dienstbeflissene Kosack hatte das Schreiben seines Herrn, das er nach dessen Tode der schönen Kokette übergeben sollte, eine Viertelstunde zu früh an die Adresse besorgt.

Nun lag sie weinend an seiner Brust und war geheilt für immer.

Sie fing keine Mäuse mehr, höchstens Fliegen, kleine, bunte, schillernde, ewig summende Fliegen, die Landplage unserer Salons, und ließ sie gleich wieder frei, denn ganz ohne Jagd und Jagdvergnügen lebt keines der Lebendigen.

Schwarze Farbe.

Es ist die Pflicht jedes ehrlichen Menschen, gegen die Vorurtheile zu kämpfen, wenn einem auch keine Pflicht so sauer wird, wie gerade diese. Das Vorurtheil ist wie die Hydra, man schlägt ihm hundert Häupter ab, nur damit ihm hundert andere dafür wachsen. Jede Zeit gebiert und begräbt ihre Vorurtheile.

Unsere Zeit hat ihre unüberwindlichen Vorurtheile gegen den Rechtsstandpunkt an der Seine, gegen Feldzugspläne, die wie Veilchen im Verborgenen blühen, gegen den moralischen Werth der Crinolinen, gegen den Kunstsinn der Theaterdirektoren, gegen die Güter polnischer Emigranten, gegen die Tugend der Balletttänzerinen — Hackländer zum Trotz — gegen Lyrik und Ehe, Insektenpulver und Zahntropfen, gegen — ach! das Register ist gar zu lang.

Es gibt aber auch Vorurtheile, die von Ewigkeit da sind, unsterbliche Vorurtheile. So das Vorurtheil gegen die Farbe. Arme schwarze Farbe, was hast Du der Menschheit gethan, daß sie Dich zum Symbol

alles Bösen macht? Jenseits des Ozeans warst Du die Farbe des armen, verachteten gepeitschten Sklaven, am Ganges des vogelfreien Paria, uns bist Du die Farbe der Trauer und der — Aufwartung, des Fracks, der Censur, Dich tragen jene beiden unsterblichen Polen, von den Heine singt:

„Und da Keiner wollte dulden,
Daß der Andere für ihn zahle,
Zahlte Keiner von den Beiden!“

Dich trägt der Teufel, der Krebs und der Jesuit! Mit Dir und Deinem Gegensatz bezeichnet der Slave den Dualismus der schwarzen und weißen Welt, des weißen und schwarzen Gottes, welcher durch alles Natur- und Menschenleben geht.

Indeß es ist nicht unsere Aufgabe, alles Schwarze weiß zu waschen. Wir wollen nur für zwei Classen von Verbrechern plaidiren: für die schwarzen Katzen und die schwarzen Frauen.

Ich will nicht von meinen Beziehungen zu schwarzen Katzen und Frauen sprechen, ich könnte mit denselben manchen Vorwurf widerlegen; ich will die vom Vorurtheil Angeklagten selbst reden lassen.

Vor nicht langer Zeit gehe ich in einer prachtvollen Mondnacht auf die Zenoburg bei Meran, die steinige Straße hinauf. Da sitzt auf dem Fels-Ge-

länder eine schwarze Katze, ein paar Feuerräder im Kopfe. Sie macht Miene sich in die böhmischen Wälder zu schlagen, aber ich begrüße sie mit jener Artigkeit, welche man Frauen jeden Alters, Standes und jeder Thiergattung schuldig ist. Bald ist das Gespräch im Flusse.

„Sie gehören also zu den Wenigen, welche das Vorurtheil gegen uns feurige Brunetten der Katzenwelt nicht theilen," murrte sie, „das ist schön von Ihnen." Sie schnurrte hierauf einige Schmeicheleien, die ich überspringe.

„Sehen Sie, mein Herz ist gewiß der zartesten Gefühle fähig," fuhr sie fort, und rieb sich kokett an dem Geländer, gerade so, wie sich unsere menschlichen Schönen an Sophalehnen und Logenpfeilern reiben; „da sitze ich jetzt mehr als eine halbe Stunde hier, singe Sopranarien aus Wagner'schen Opern und erwarte einen weißen Kater, — wo würde das eine Andere thun! und da macht man uns zu Begleiterinnen der Hexen und Zigeunerinnen, läßt uns in der Walpurgisnacht wie Luftballone durch den Schornstein hinausfliegen."

In diesem Augenblicke ertönte seitwärts in den Büschen ein leiser lyrischer Ton. „Das ist er," sprach die schwarze Schöne, und empfahl sich mit einem

tiefem Complimente aus der Menuettezeit. „Leben Sie wohl, Madame!“

Und erst unsere schwarzen Katzen, welche in lichten Roben, dunkeln Paletots und Beduinen, runden Hütchen im Mondlicht auf der Wiener Ringstraße spazieren!

Sanfte Blondinen! Auch eine jener Phrasen, die unser ganzes Leben vergiften.

Sanfte Blondinen! Maria von Burgund, das Weib des „letzten Ritters,“ die große Jägerin, ihre Enkelinnen, die Regentinnen der Niederlande, welche wilde Pferde und unzufriedene Völker gleich meisterhaft zu bändigen verstanden, waren sanfte Blondinen; blond waren Königin Elisabeth und Maria Stuart, Maria Tudor, welche in England die letzten Ketzer braten ließ; auch die Bluthochzeit der Bartholomäusnacht arrangirte eine sanfte Blondine. — Jener schönen Russin Roxolana, der berühmten Sklavin, welche Sultan Soliman den Großen zu ihrem Sklaven machte, fiel das goldene Haar, wie eine Löwenmähne über den stolzen Rücken. Christine von Schweden, die Herzogin von Marlborough, Marina, die ehrgeiztolle Braut des falschen Demetrius, Katharina II., Luise von Preußen und Oesterreichs große Kaiserin waren sanfte Blondinen.

Die antike Welt gab Helena und Semiramis goldenes Haar und die sanfteste Blondine schlug das Haupt des Holofernes ab. Die Geschichte unserer Boudoirs ergänzt die Weltgeschichte.

Ein kleiner Konflikt ist bald da. Allenfalls wegen der Toilette. Der Mann verliert die Geduld darüber, daß die Summen, die er sauer verdient, dazu verwendet werden sollen, Gassenkehrern Concurrenz zu machen, während das Haus, in dem er seine Behaglichkeit sucht, wie eine Räuberherberge behandelt wird.

Nehmen wir an, seine Frau ist eine Brünette. Wie er das Zauberwort „Toilette" ausgesprochen hat, ist der böse Geist los von der Kette. Ihre Augen sprühen. „Ereifere Dich nicht, Liebe," — sagt der Mann ruhig, „ich habe ja nichts dagegen, daß Du Dich auf der Straße anständig anziehst, aber ich dulde es nicht länger, daß Du wie alle Anderen auf der Straße die Fürstin und zu Hause das Aschenbrödel spielst. Diese Verschwendung für fremde, gleichgiltige, boshafte Menschen —"

„Also ich bin eine Verschwenderin!" Jetzt bricht die lebhafte Brünette los. Ihre Wangen flammen, ihre Brust arbeitet heftig, sie geht mit großen Schritten, wie die Jungfrau von Orleans, auf und ab, ihre Locken fliegen wie ein Helmbusch, die Worte zucken wie Blitze

hin und her, sie ballt die Fäuste — sie krallt vielleicht etwas — sie stampft mit dem Fuße und weint, bis sie — gleich einem Gewitter ihre Elektricität entladen hat.

Der Mann nimmt seinen Hut. Wie er aber am Abende zurückkehrt, welch' freundliches Bild! Da brodelt der Theekessel, da duftet der kleine Tisch, und sein Weibchen sitzt hinter demselben in der reizendsten Toilette, lacht und schält ihm die dampfenden Kartoffeln. Er küßt ihr die Hand.

„Küsse — Du! — aber Unrecht hast Du doch!“ —

„Ich habe immer Unrecht.“ —

Ein anderes Bild. Die sanfte Blondine sitzt in einer schmierigen Hausjacke, den Kopf voll Papilloten, im Lehnstuhle und liest einen französischen Roman. Der Mann kehrt nach der Arbeit des Tages zurück.

„Aber mein Kind, wie siehst Du wieder aus, da freue ich mich auf den behaglichen Abend mit meinem hübschen Weibchen und —“

„Du weist es ja, ich ziehe mich nicht gerne an!“ —

„Du — Du — ziehst Dich nicht gerne an,“ erwiedert der Mann starr, „gut — so zieh' Dich nicht an, wenn Du auf die Straße —“

„Soll ich da etwa wie eine Indianerin mit einem *Schurz von Papageifedern* herumlaufen?“

„Verlange ich das?“ spricht der Mann, „ich bin nur gegen den Luxus auf der Straße und die Armseligkeit zu Hause. Wann macht Ihr Frauen Toilette? wenn Ihr Einkäufe besorgt, auf der Promenade, in der Kirche und im Theater; also gerade da, wo sie ganz überflüssig ist. Ihr werdet billiger kaufen und andächtiger beten, wenn Ihr nicht geputzt seid. Dort, wo der Spaziergang ein Genuß ist — in Feld und Wald — werden Finken, Amseln und Hasen — Deine Kleider nicht kritisiren, und erst das Theater — geht Ihr Goethe's und Mozart's wegen oder Eures rothen Mantels und Eures Hermelins wegen hinein?“

„Ach wie pedantisch!“

„Ich pedantisch? —“ Der Mann kommt in Hitze. Die sanfte Blondine sitzt ruhig, faul im Lehnstuhle, putzt sich die Nägel, stochert sich die Zähne und trommelt dann auf dem Deckel ihres Buches.

„Ob Du errathest, was ich trommele?“ —

Der Mann ärgert sich bereits tüchtig.

„Den Rakoczymarsch,“ spricht sie gleichgültig.

„Er paßt ganz gut für Dein rebellisches Blut.“ —

„Ich bin ja ganz ruhig,“ antwortet sanft die die Blonde, „Du bist aufgeregt.“

„Ich habe ja nichts gegen Deine Toilette im

Theater, auf der Straße, aber verbittere mir nicht das Haus —"

„Ach meine Jacke ist so bequem," erwiedert sie.

„Ich — ich schwärme ja — für Jacken!" tobt der Mann, „aber nicht für solche geflickte, schmutzige, wie die Deine. Trage zu Hause eine bequeme, weite Jacke von Sammet mit Pelz besetzt, wie hübsch nimmt sich das auf den niederländischen Genrebildchen aus."

„Auf dem Bilde sehr hübsch," lacht sie.

„Aber die Niederländerinnen tragen sie ja wirklich."

„Ich bin keine Niederländerin," entgegnet mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit die sanfte Blonde.

„Aber wenn ich Dich bitte!"

„Langweile mich nicht," sie gähnt, setzt sich zurecht und liest weiter.

Der Mann schäumt wie ein Eber. Sie hört ihn nicht an. Zum Ueberflusse springt die Hauskatze auf ihren Schooß. Sie streichelt sie und seufzt: „Glückliches Thier, du trägst immer dieselbe Toilette, auf der Straße und im Hause, mit dir kann Niemand zanken und dir das Leben verbittern."

— O! die sanften Blondinen!

Lynchjustiz.

Welch' düsteren, grauenhaften exotischen Klang hat für uns das Volksgericht, das den Namen des Richters Lynch auf der Stirne trägt. Wie wenn die Lynchjustiz nicht auch in unserem Welttheil, ja unter uns gang und gäbe wäre. Nicht von dem Vehmgerichte, das sich aus dem Mittelalter in Westphalen auf rother Erde erhalten hat und in Immermann's „Hofschulzen" so classisch verkörpert ist, nicht von den Bauerngerichten in Galizien will ich sprechen. In der Menschheit lebt im Ganzen und Großen ein demokratischer nivellirender Geist, der das Aufkommen jedes Außerordentlichen, das Hervortreten jeder Eigenthümlichkeit, das Ueberragen jeder Persönlichkeit erst mißtrauisch und neidisch betrachtet, dann bekämpft und endlich — lyncht.

Ich will von einigen ganz concreten Fällen solcher Lynchjustiz sprechen. Ich erinnere mich einer schönen Frau in Lemberg, deren wunderbaren Augen und kometenhaften Schleppe ich als Knabe nachgelaufen bin; sie hatte bei Gott nie die Absicht, aus den Grenzen,

welche die Gesellschaft sich selbst gesteckt hat, herauszutreten, ihre Mitmenschen zu überragen und herauszufordern; aber die Natur hatte sie prädestinirt, gelyncht zu werden und gegen Naturgesetze kämpfen Monarchen und Staatsmänner, Napoleon und Bismarck vergebens — und erst ein kleines reizendes Weibchen.

Die boshafte Natur, welche so gern Karrikaturen aus Fleisch und Blut bildet und mit dem tollsten Humor in die Gesichter der Menschen ganz unbegreifliche Linien hineinzeichnet, hat auch von Zeit zu Zeit ihre idealen Launen; sie bildet das Antlitz einer Madonna, den Kopf einer Juno, den Leib einer Venus und spricht zu Raphael und Tizian: Kommt und macht es mir nach.

Auch die Schönheit, von der ich spreche, war ein ähnlicher süßer Traum der Natur. Bescheiden, gesenkten Hauptes, freundlich lächelnd, wenn man sie grüßte, so ging sie durch die Straßen, so waltete sie in ihrer Häuslichkeit, und doch verletzte sie täglich ihr Geschlecht auf das Tiefste, jeder ihrer Blicke war eine Ehrenbeleidigung, jedes Zucken ihres Mundes ein Attentat auf dasselbe. Der demokratische Zug der Gesellschaft macht sich nur zu rasch geltend.

Sie ist schön. Man kritisirt ihre Schönheit.

„Das Profil ist tadellos.“

„Zugegeben; aber das en face?"

„Aber im en face die prachtvollen Augen."

„Zugegeben, wenn nicht die Zeichnung der Brauen" u. s. w.

„Die Gestalt ist helenisch, plastisch."

„Gewiß, aber die Taille?"

Wer wagt die Frau endlich noch schön zu finden? Indeß das kränkt sie wenig. Sie liebt ihren Mann, ihre Kinder.

„Sie ist eben auch eine reuige Magdalena," heißt es; „es sind Geschichten passirt, ehe sie ihrem Manne die Hand reichte; er muß wohl die Zügel straff anziehen, wenn er nicht als Hochwild herumspazieren will."

„Mein Gott, wenn es nur etwas nützen würde. Ce que femme veut, Dieu le veut. Sie geht täglich nur einmal aus, ein einziges Mal, aber — Sie verstehen mich doch. Der arme Mann!"

Und so geht es fort. Das Gerücht schwillt täglich an, es dringt bis zu dem armen Opfer, das eben sein jüngstes Kind wiegt und sich endlich nicht mehr bei Tageslicht zu zeigen wagt,

„O, die raffinirte Sünderin! Sie geht in ihrer Heuchelei so weit, daß sie scheinbar das Haus nicht mehr verläßt, aber im Abenddunkel, wenn der Gemahl Schach spielt im Casino, da schleicht die falsche Katze —"

Noch ein Jahr, und man weicht ihr aus; tugendhafte Freundinnen ziehen sich zurück, sie wird kaum gegrüßt, man flüstert nicht mehr, man schlägt die Janitscharentrommel der Verläumdung und lyncht endlich die arme Frau, die Nichts, gar Nichts verbrochen hat, als daß sie schöner zu sein wagt, als das ganze übrige schöne Geschlecht.

Und wenn ein junger Mann von der Natur in ihrem Zorne mit einem ungewöhnlicheu Talente für Dichtung, Musik, bildende Kunst beschenkt worden ist, und er wagt es, Proben dieses Talentes zu geben, welche seine bereits wohl etablirten Collegen beunruhigen, — denn wer ertrüge mit Gleichmuth die Concurrenz? — und er wird in den öffentlichen Blättern gefoltert, gemordet, geviertheilt, mit Steinen, ja mit ganzen Mont Blanc beworfen, oder noch besser todtgeschwiegen; wäre dieß christlich-germanische Verfahren etwas Anderes, als Lynchjustiz?

Ein Schauspieler wagt es, sich von seinen minder liebenswürdigen Collegen abzusondern, über ihre erbärmlichen Witze die Achseln zu zucken, vornehme Salons zu besuchen, mit hervorragenden Schriftstellern umzugehen, der Aristokrat!

„*Er spielt* den großen Herrn," heißt es gleich;

„er schreibt selbst sein Lob in alle Blätter,“ und dergleichen mehr.

Die Bühnenrepublik duldet keine Aristokratie. Zuerst erscheinen kleine harmlose Notizen, dann wohlwollende Kritiken und endlich eingehende Artikel. Durch solche journalistische Scherze wird erst die günstige Meinung des Publikums über den frechen Ritter vom Geiste erschüttert, dann wendet man weitere kleine Mittel an, man bringt dem Guten kein Stichwort, man verdirbt ihm jede Nuance, man wird krank, wenn er eine gute Rolle hat, der Held sinkt zum Possenliebhaber herab, und endlich noch eine Scene hinter den Coulissen zu rechter Zeit; der Aristokrat verlangt vergebens eine Satisfaction, man lacht ihn aus, und er verläßt die Bühne geschmäht, beleidigt, von der Gunst des Publikums verlassen, kurz, in aller Form — gelyncht.

Richter Lynch, Du hast nur Roßdiebe und Prairienräuber gerichtet, Dein Volk jenseits des Oceans entledigt sich nach Deiner raschen Methode des Auswurfes der Gesellschaft, und wir lynchen unsere Schönheiten, unsere Genies, unsere großen Charaktere. Es lebe das ummarische Verfahren! Es lebe die göttliche, unbezahlbare, wohlfeile Lynchjustiz!

Antipathien.

Wie oft werden Sympathien und Antipathien geltend gemacht, um etwas zu motiviren, was nicht motivirt werden kann, um etwas zu rechtfertigen, was nicht zu rechtfertigen ist und wie oft werden sie gedankenlos hingenommen, ohne daß man versuchen würde, die nicht selten recht seltsamen Wurzeln dieser Empfindungen bloszulegen, welche als „unerklärlich,“ „unbegreiflich“ und „räthselhaft“ gelten, während sie sich meist so einfach als nur möglich erklären lassen.

Es gibt Leute, welche ihre Antipathie gegen bestimmte Menschen, gegen eine Physiognomie, gegen rothe Haare, Katzen, Juden, gegen eine gewisse Nationalität haben und dergleichen mehr. Am Ende wird man nicht erstaunen, wenn ein Fräulein von vierzig Jahren eine Männerfeindin ist und die Behauptung aufstellt, der „Einzige,“ der sie verstanden habe, sei ihr verstorbener Mops; man wird auch kaum erstaunen, daß Keil eine „unerklärliche“ Antipathie gegen die

österreichische „Gartenlaube“ hat; aber es giebt andere Gefühle, die nicht so greifbar sind.

Ich hatte in Prag einen Collegen, welcher gegen die Jesuitenstraße eine eigenthümliche Antipathie hatte und um keinen Preis der Welt durch diese „hohle Gasse“ zu bringen war. Einige hielten ihn für einen Jesuitenfeind, Andere erklärten die Abneigung durch die Lage jener Straße, welche für reizbare Nerven etwas Beängstigendes haben mochte, besonders wenn Wagen durch dieselbe rasselten. Mein College wurde jedesmal unruhig, ja bleich und blickte scheu um sich, wenn er nur in die Nähe jener Gasse kam; seine Sonderbarkeit regte uns alle auf und doch fand sie bald eine so einfache Lösung.

In der Jesuitenstraße befand sich der Schneider unseres Collegen, der, ein zweiter Wilhelm Tell, mit der ungezahlten Rechnung auf ihn paßte und Tag für Tag vergebens deklamirte: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen.“

König Kasimir von Polen hatte eine entschiedene Antipathie gegen die in seinem Lande so zahlreichen Juden. Die armen Hebräer hatten die strengste Weisung, sobald sie den königlichen Vorreiter von Weitem erblickten, die Flucht zu ergreifen, damit ihre langen

Bärte und gekrümmten Rücken das Auge ihres Königs nicht beleidigen.

Nach einer Jagd hielt Kasimir einmal müde vor einer Schenke und verlangte einen frischen Trunk. Seine Leute pochten, Niemand meldete sich, die Schenke schien ausgestorben.

Der König befahl, die Thüre zu sprengen, da trat unerwartet ein Judenmädchen von wunderbarer Schönheit aus derselben. Sie zeigte jene glühenden, sinnverwirrenden Reize einer Delila, einer Judith; ihr blauschwarzes Haar quoll in seltener Fülle aus dem Kopftuche, sie heftete ein Paar große sehnsüchtige Märchenaugen auf den König.

Kasimir starrte sie an. „Wie nennst Du Dich?“ fragte er endlich.

„Esther.“

„Gib mir einen Trunk Wasser, Esther.“

Die schöne Jüdin brachte ihm einen kleinen irdenen Krug; der König setzte ihn an die Lippen, schlürfte und warf ihn dann zornig von sich.

„Dein Wasser siedet, Jüdin; Du hast mich behext!“

Esther lachte.

Er war wirklich behext, der arme König. Die schöne Jüdin hatte ihm eine wahnsinnige, unbezwingbare Leidenschaft eingeflößt. Bald wohnte sie in dem präch-

tigen Palaste von Lobzow als seine allmächtige Geliebte. Ihre Söhne wurden im christlichen, ihre Töchter im mosaïschen Glauben erzogen. So weit reichte ihr Einfluß. Ihre Glaubensbrüder aber erfreuten sich fortan des ganz besonderen Schutzes Kasimirs, der ihnen in Krakau das nach ihm benannte Quartier den „Kasimirsz" anwies, das sie noch heute bewohnen.

So vergehen unbezwingbare Antipathien vor ein Paar schönen Augen und dem Kusse eines Weibes!

Ich habe eine Familie gekannt, welche sich durch eine Reihe von Antipathien bemerkbar machte. Das Familienhaupt haßte die Aerzte und behandelte das ganze Haus selbst. Die Hausfrau verabscheute alle öffentlichen Orte und Unterhaltungen, insbesondere Bälle und Theater, und pries stets das häusliche Glück bei Kaffee und Buttersemmeln. Der Sohn hatte eine entschiedene Abneigung gegen das Rauchen, gegen Kaffeehäuser und Kneipen; die Töchter gegen Sammet, Seide und vor Allem gegen Pelzwerk. Wie oft hörte ich die Mutter sagen, „meiner Henriette wird unwohl, so oft sie einen Pelz umnimmt, es ist eine magnetisch-elektrisch-zoogisch-onervöse Affection."

Und zwei Jahre später sah ich dieselbe Henriette an dem Arme ihres Gatten in dem prächtigsten Pelzmantel, gleich einer russischen Fürstin, einherschreiten.

Der magnetisch-elektrisch-zoologisch-nervöse Ursprung aller jener Familienantipathien war eine an Geiz streifende Sparsamkeit. Den Sohn sah ich später als Hofmeister in einem großen adeligen Hause die feinsten Cigarren dampfen, daß es eine Freude war. Als ich eine Bemerkung darüber machte, erwiederte er, es sei die Aufgabe jedes Liberalen, Vorurtheile zu bekämpfen, und bei sich selbst müsse man den Anfang machen. Auch gut.

Den pikantesten Fall von Antipathie, der mir vorgekommen ist, enthält ein Geschichtchen, das in meiner Heimat spielte.

Eine polnische Edeldame und ein junger Gutsbesitzer der Nachbarschaft waren wegen ihrer gegenseitigen Antipathie das Stichblatt aller Witze.

Diese Antipathie grenzte auch wirklich an das Komische; sie wichen sich gegenseitig aus auf der Straße, auf der Jagd, in der Gesellschaft.

Einmal trafen sie sich auf einem Edelhofe bei einer Soirée; und ich war selbst Zeuge, wie die reizende Frau erbleichte, unruhig wurde und in kurzer Zeit den Salon verließ.

Sie sprach von dem jungen Gutsbesitzer stets nur mit Abscheu, während er in ein krampfhaftes Lachen ausbrach, sobald man sie schön oder liebenswürdig fand.

Da machte ich eine merkwürdige Entdeckung.

Auf der Schnepfenjagd von einem Sturzregen überrascht, suchte ich mit meinem englischen Wasserhunde Schutz unter dem vorspringenden Dache eines kleinen Waldpavillons, welcher an der Grenze unseres Jagdgebietes stand. Ich saß nicht lange, da ertönte der Hufschlag eines Pferdes und nicht lange darauf auch von der entgegengesetzten Seite.

Die Reiter schienen hinter dem Pavillon abzusteigen und ihre Pferde anzubinden, denn kurze Zeit war Alles stille. Dann kamen sie um den Pavillon herum plaudernd und lachend.

Es waren deutlich zwei Stimmen zu unterscheiden, eine glockenreine wunderliebe Frauenstimme und eine tiefe, sympathische männliche Stimme, welche mir bekannt war. Jetzt schwiegen sie wieder, aber ich hörte deutlich ein Kleid rauschen, jetzt standen sie vor mir, der Mann hielt die Dame umschlungen, seine Lippen ruhten auf den ihren. Im Kusse, sie mit halbgeschlossenen Augen, waren sie vorwärts gekommen.

Ich erhob mich — ein Aufschrei; — ich entschuldigte mich, die Dame machte sich los und floh einige Schritte, dann lachte sie; es war die schöne Edelfrau und ihr Cavalier — der junge Gutsbesitzer, ihre Antipathie!

Ein weiblicher Don Juan.

Unlängst enthielten Wiener Blätter die pikante Notiz, daß zwei bekannte Damen der Residenzaristokratie durch einen Maueranschlag am Burgtheater als Verderberinnen der Jugend bezeichnet waren. Nun wir könnten leicht nach Umständen mit einer ganzen Liste dienen. Heute begnügen wir uns indeß damit, einen Typus der vornehmen Gesellschaft zu zeichnen: den weiblichen Don Juan.

Er hat stets seine interessante Geschichte, welche gewöhnlich mit einigen kleinen Variationen so lautet Gut dressirt, aber schlecht erzogen, wird das aristokratisch Mädchen leichtfertig verheirathet, an einen „reifen Mann", einen „alternden Gemahl", der das Leben und seine Freuden hinter sich hat.

Die Ehe weckt in dem jungen unverdorbenen Weibchen die Lebenslust. Zuerst regt sich ihr Herz. Sie träumt, sie schwärmt, sie phantasirt auf dem Klavier, sie wandelt im Mondlicht, sie verschlingt Romane, sie schmachtet den Helden der Bühne entgegen. Plötzlich

ist der Mann da, den sie liebt, er liegt zu ihren Füßen, er küßt den Saum ihres Gewandes. Sie schwelgt in allen Seligkeiten, sie jauchzt, sie jubelt, sie verräth sich jeden Augenblick. Es folgen Scenen, Geschichten, Conflicte, endlich läßt sie sich von dem Liebhaber entführen und der Skandal ist fertig.

Natürlich sagt sich die Familie von ihr los, der Gatte will nichts mehr von ihr wissen. Die Trennung erfolgt für immer. Jetzt hat sie die günstigste Position, welche eine Frau in der Welt überhaupt haben kann.

Eine geschiedene Frau, vornehm, reich, elegant! War sie bis jetzt liebenswürdig, so wird sie jetzt interessant und gefährlich.

Noch liebt sie den Mann ihres Herzens. Aber wie lange? Gewöhnlich verläßt er sie.

Es kömmt dann vielleicht noch eine zweite, eine dritte Liebe, dann ist ihr Herz kalt und versteinert, dann liebt sie nur noch mit den Sinnen. Sie führt ein glänzendes Haus, eine ganze Societé, eine ganze Garnison liegen ihr zu Füßen, die Kavaliere tödten sich auf einen Wink von ihr, sie herrscht, sie mißhandelt, begünstigt heute, tritt morgen mit Füßen, wie eine Despotin.

Das ist ihre glänzende Zeit. Wie lange währt sie? Dann welken die Rosen der Jugend, da kommen

die Schminken, die raffinirten Toiletten, die gewissen kleinen Falten um Augen und Mund, sie findet die Männer mehr galant als verliebt, aber sie wechselt zu rechter Zeit ihre Rolle.

Sie weiß, daß in dem Augenblicke, wo sie dem Manne aufhört reizend zu sein, sie gerade unwiderstehlich wird für die „goldene Jugend.“ Sie wirft ihre Netze vorsichtig, aber sicher aus und behandelt ihre Beute mit einer Art mütterlicher Zärtlichkeit, sie verjüngt sich im Genusse ihres neuen Glückes, die reinsten Herzen, die blühensten Lippen gehören ihr. Doch auch dies vergeht, und wenn sie dann nicht fromm wird, wird sie zuletzt zur Hyäne und geht auf nächtlichen Raub aus, herzlos, ohne Erbarmen.

Der weibliche Don Juan ist nur ausnahmsweise eine wirkliche Schönheit, meist nur das, was gewöhnliche Männer „interessant“ nennen.

Unsere Donna Juana ist nicht einmal das.

Der Kopf hat weder jene Schönheit, noch jene Energie, das Auge weder jenen geistigen Zauber, noch jenen sinnlichen Schmelz, die Gestalt nicht jene Formfülle, noch jene schlanke Elastizität, welche gleichmäßig berauschen und verführen. Was aber macht dann diese *Frau mit* dem gemeinen Jargon, dem fahlen gelben

Teint, den Turandot-Augen, welche in ihrem prachtvollen Pelze wie eine Hunnenfürstin durch die Straßen geht, gefährlich?

Guter Leser, eine Frau, die gefährlich sein will, ist immer gefährlich.

Verstehst Du mich?

Und dann speist man gut bei ihr. Sie weiß so feine Dejeuneurs, so glänzende Diners, so exquisite kleine Soupers zu arrangiren, und wenn ein Mann stark gefrühstückt oder delikat soupirt hat, sieht er die Welt ganz anders an, und durch ein Champagnerglas erscheint sogar eine Hunnin verklärt im rosigen Lichte.

Das Wappen auf ihrem Wagenschlage, ihre mörderisch parfumirten Billetdoux kitzeln die Eitelkeit, und was das Wichtigste ist — sie ist nicht spröde.

Schöne Frauen sind selten Don Juans, und wenn sie es sind, so ist ihre Schönheit bald nur „ein Märchen aus alten Zeiten.“

Jene Frauen, welche das Ideal mehrer Generationen bilden, welche noch mit vierzig Jahren den Meißel des Bildhauers, den Pinsel des Malers herausfordern, sind keine Don Juans.

Schönheiten haben in der Regel ein kaltes Blut und kalte Sinne. Die Natur sucht gleichsam ihre herr-

lichsten Geschöpfe vor der Zerstörung zu bewahren. Die schönste Frau der deutschen Bühne ist zugleich die tugendhafteste und unsere „Schönheit par excellence,“ mit der ein bekannter Maler seine Schönheiten-Gallerie eröffnete, ist kein weiblicher Don Juan.

Zwei Künstler.

Es war Jahrmarkt in einer kleinen mährischen Stadt; ich trieb mich zwischen den Buden der Verkäufer, den Zelten, den Wagen herum und ließ mich von den Wellen der kaufenden, feilschenden, schwatzenden Menge tragen. Plötzlich fesselte mich der tiefe, sympathische Ton einer Mannesstimme; es war Musik, es war Poesie in dieser Stimme, und auch der Text des Liedes, das sie sang, war eigenthümlich genug.

Ich folgte dem Tone, der mich magnetisch anzog, und sah bald über den Köpfen der Umstehenden eine Tafel schweben, welche in ziemlich charakteristischer Zeichnung und mit effectvoller Farbengebung einen Mord, eine Schlacht, eine Entführung und andere Scenen dieser Art darstellte, welche ihre Wirkung auf das Gemüth des Volkes nie verfehlen. Ein älterer Mann mit edlen, wenn auch etwas verwitterten Zügen, langem wirren Haar, vollem Barte, einem italienischen Räuberhute, erklärte dieselben dem kostbaren Publikum von Bauern, Landgeistlichen, Soldaten, Kindsweibern,

kleinen Studenten und Taugenichtsen, das ihn umgab, wozu er seine Hand mit einer Art Feldherrenstab bewaffnet hatte. Ihm zur Seite stand eine etwas jüngere Frau, deren Antlitz deutliche Spuren früherer Schönheit trug, und deren dunkles Haar stark mit Grau durchschossen war, während ihre Augen einen stillen, freundlichen Glanz hatten. Es war vor Allem etwas Künstlerisches in dem Wesen dieser beiden Leute, dann in ihren Bildern, den Liedern, dem Vortrage des Mannes, das mich lebhaft anzog. Ich näherte mich und stellte einige Fragen. Die gute Frau lächelte und bat mich, gegen Abend in ihr Einkehrhaus zu kommen, wo sie meine Neugierde befriedigen wollte.

Ich fand sie in einer Scheune einquartiert, sie hatten auf einem umgestürzten Schlitten ihren Tisch gedeckt; er saß auf einem Troge, sie auf einer Futterkiste, mir wurde der einzige Stuhl angewiesen, der überhaupt da war.

Das Gespräch kam bald in Fluß; ich ließ Wein kommen, bestellte ein kleines Nachtmahl und zeigte vor Allem eine lebhafte Theilnahme, von der ich wirklich erfüllt war. So ging den Beiden das Herz auf, und sie erzählten mir ihre Geschichte.

„Sehen Sie, lieber Herr,“ sprach der Mann, „*ich war ein Dichter.*“ —

„Du bist es noch, lieber Wolfgang," unterbrach ihn die Frau.

Er legte sanft seine Hand auf die ihre und lächelte.

„Laß das, Regina. Ich war ein Dichter. Man sprach von meinem Talente. Meine Novellen wurden von weitverbreiteten Blättern gedruckt. Ich schrieb eben mein erstes Stück. Da kam an das Theater der Stadt, in welcher ich lebte, eine junge, schöne Schauspielerin."

Die Frau schlug die Augen nieder und erröthete.

„Das Publikum enthusiasmirte sich rasch für sie und ich — ich fand in ihr mein Ideal, mein Gretchen, meine Julia, meine Ottilie, die mich mit unzerreißbaren Banden fesselte; es war eine Wahlverwandtschaft, die sich sofort erklärte, als ich sie das erste Mal sprach." —

„Laß mich das erzählen," unterbrach ihn Frau Regina; „lachen Sie nicht, lieber Herr, strengen Sie Ihre Phantasie tüchtig an, stellen Sie sich ein junges Mädchen vor, begeistert für alles Hohe, von der höchsten Leidenschaft für ihre Kunst erfüllt. Das Publikum jubelte mir Abend für Abend zu und doch spielte ich nicht für dasselbe. Ich bemerkte einmal im Parterre, ganz vorne an der Orchesterwand, einen jungen Mann, dessen dunkle Augen mir förmlich in die Seele brannten.

Fortan spielte ich nur für ihn. Ich spielte gut, wenn er da war, ich spielte unerträglich, wenn ich ihn vermißte, ich wurde dann ganz irre, ganz zerstreut, ich überhörte jedes Stichwort, ich stolperte über meine Schleppe. Eines Tages trat dieser junge Mann bei mir ein und brachte mir eine Rolle, die er für mich geschrieben hatte, wir sprachen mit einander wie alte Bekannte, es war uns ganz unbegreiflich, daß es eine Zeit gab, wo wir uns fremd gewesen waren; wir lasen, wir studirten zusammen und wir liebten uns."

Sie schwieg einen Augenblick, lehnte ihr Haupt gegen die Brust des Mannes und lächelte, und wie dies Lächeln über ihr Antlitz glitt, da war es wieder schön dieses strenge, regelmäßige Antlitz und ich sah ihre Schulter sich wieder voll und üppig heben und den Mann vor ihr knieen und diese Schulter küssen.

„Wir hofften ein ideales Leben, eine Zukunft voll Licht und Duft," fuhr sie fort, „Wolfgang wollte Rollen für mich schreiben, ich nur in seinen Stücken spielen, er sollte mich durch seine Feder bekannt machen, ich seinen Namen über alle Bühnen tragen, wir schwelgten in Glück und Liebe; wenn ich ihm die Treppe hinab leuchtete, küßten wir uns auf jeder Stufe. Bald merkte man jedoch unsere Beziehung und zog sich verstimmt zurück, auch das Publikum wurde kühler. Ein Freund

gab mir den Rath, Wolfgang mindestens nicht zu heirathen, und ich war herzlos genug, diese Bedingung zu stellen.

Von da an wuchs seine Leidenschaft noch, er diente mir mit noch größerem Eifer und bewachte mich mit krankhafter Eifersucht. Da bekam ich ein Engagement an einem kleinen Hoftheater. Wolfgang bot einer Redaktion in derselben Mignonresidenz seine Feder an und trat gleichfalls in eine feste und glänzende Stellung. Alles schien vortrefflich zu gehen.

Wir reussirten Beide vollständig.

Unsere Liebe bekam einen ganz prächtigen Hintergrund von Seidentapeten, exotischen Pflanzen, Champagner und Trüffeln; wenn wir am Kamine saßen und Wolfgang mir seine Poesien las, ruhten meine Füße auf einem kleinen Teppich von Hermelin, wie jene der schönen Herzogin in Sue's Pariser Mysterien, welche damals eben den Geschmack beherrschten. Wir waren jedoch selten allein. Ich empfing sehr viele Besuche und sah mich bald in einem Kreis gefangen, der meine Gunst um jeden Preis zu erobern suchte. Die Anträge, die Liebesbriefe wurden mir von der Zofe gleich dutzendweise auf silberner Tasse zu meinem Lever hereingebracht. Jeder wollte mich erobern, der kleine Souverain, sein Kammerherr, der Intendant, der Re-

gisseur, Kritiker und Offiziere, Cavaliere und Schauspieler und Jeder war seiner Eroberung gewiß und verzog nicht wenig das Mäulchen, als ich mich nicht erobern ließ. Man ehrte meine Tugend, mein Talent, aber man kühlte sich rasch ab, man zog sich zurück. Da begann Wolfgang über mich zu schreiben, mich in seiner Zeitung, in auswärtigen Blättern zu verherrlichen, er schrieb eine neue Rolle für mich und reichte sein Stück an unserem Hoftheater ein.

Mit einem Male war unser Verhältniß ein offenes Geheimniß und man ließ mich sofort fallen, ja, man begann mich zu verfolgen und um so wüthender, je tapferer Wolfgang mich vertheidigte und man in ihm den Begünstigten sah. Auch seine Stellung wurde langsam untergraben.

„Laß mich jetzt fortfahren," sprach der Mann. „Ja, Herr, so ideal ich mir das Verhältniß eines Dichters und einer Schauspielerin malte, so unmöglich sah ich es auf einmal in dieser Welt der Schminke, wo die Künstlerin Protektion und gute Rollen, Beifall und Recensionen mit ihrer Person zahlen muß. Und ich — ich konnte sie, die so treu an mir hielt, doch nicht fallen lassen, sie, die ich so ganz sinnlos liebte.

Ich vertheidigte sie mit einer Art Verzweiflung. Die literarische Welt nahm es mir übel, daß ich

meine Feder für eine „Komödiantin“ entweihte, man forderte mich auf, mich von ihr loszusagen. Jede Redaktion zog sich scheu vor mir zurück, aus Furcht vor meinen Reklamen für Regina.

Endlich kam eine Katastrophe. Ein Theater-Scandal, von ein paar abgewiesenen Offizieren und Kaufleuten arrangirt, brachte Regina um ihr Engagement. Die Redaktion wies den Artikel zurück, in dem ich gegen diese Bande auftrat, ich löste sofort meine Beziehungen zu dem Blatte und verließ mit Regina die kleine Residenz.

Wir entwarfen einen neuen Plan. Sie sollte gastiren und überall meine Rollen spielen und ich über ihre Gastspiele schreiben. Das Glück schien uns zu lächeln, aber in jeder Stadt, in jedem kleinen Neste wiederholte sich die Geschichte, die uns an jenem Hoftheater passirt war.

Es ging immer mehr bergab. Wir verloren unsere Verbindungen, das Bischen Namen, das wir hatten, von einer kleineren Bühne kam Regina zu einem halbjährigen Theater und endlich schlossen wir uns Beide einer fahrenden Komödianten-Truppe an, die nach der Moldau zog. Hier sah ein reicher Bojar Regina auf einem Jahrmarkte spielen und bot ihr jede Summe und jeden Luxus, wenn sie ihm gehören wolle.

Regina lachte ihn aus und als er sie auf der Promenade auf die bloße Schulter küssen wollte, schlug sie ihn ins Gesicht. In derselben Nacht entführte sie der Bojar mit Gewalt, ich hörte ihren Hülferuf und warf mich, mit meinen Pistolen bewaffnet, mitten unter die Rotte, ich verwundete ihn und zwei seiner Leute. Sie stäubten auseinander. Wir flohen über die Grenze.

Regina suchte ein Engagement. Ein Direktor wollte sie nehmen, wenn sie seine Maitresse würde, ein Anderer verlangte, daß sie wenigstens „diesen Menschen“ — mich nämlich — fortjage.

Ich klopfte wieder einmal an die Thüre einer bekannten Redaktion.

„Sie sollen beschäftigt werden, lieber Wolfgang, aber man kompromittirt sich mit ihnen, lassen Sie doch „diese Person“ — Regina nämlich. So verkauften wir denn unsere Habseligkeiten, eines nach dem andern und hungerten zusammen. In einem verzweifelten Dorfe in Siebenbürgen kaufte ich für ein Paar alte Stiefel Leinwand und Farbe, raffte alle meine Erfindung, alle meine Kunst zusammen und kleckste meine Bilder, die sie gesehen haben, und so ziehen wir nun durch die Welt, ich zeige die Bilder und singe dazu, und Regina deklamirt. Warten Sie, sie soll Ihnen die Julia spielen.“

„Laß das, Wolfgang.“

Er fuhr über die Stirne. „Nun wurde Regina aber doch mein Weib,“ rief er und brach in ein herzliches Lachen aus „und unsere Ideale — sie sind längst zerfetzt, aber wir — ach! wir haben uns so lieb und sind so glücklich, wie wir es nicht waren, als Regina ihre Füße auf den Hermelin setzen konnte. — Aber es ist spät geworden und Sie wollen schlafen.“

Verliebte Gespenster.

Ein aristokratisches Haus. Die Treppen, die Corridors mit Teppichen belegt, schwere Eichenthüren mit feiner Schnitzarbeit, alte Gemälde. Der Parfüm des Reichthums strömt aus allen Ritzen.

In einem reizenden Wintergarten sitzen Herr und Herrin beim Dejeuner.

Die Dame ist eine kleine, volle, lebenslustige Blondine, deren ungezwungene Reize das Negligé mehr hebt als verhüllt, jung, muthwillig, mit großen verliebten Augen; der Gemahl, ein hagerer, gelber Mann mit schütterem Haar, etwas spanisch, ein Drittel Don Juan, ein Drittel Don Philipp II., ein Drittel Don Quixote, der Typus eines österreichischen Aristokraten. Er hat lustig gelebt, seine Jugend Pferden, Auerhühnern, Balletänzerinnen geweiht, ist darüber frühzeitig ernsthaft und fromm geworden, bezahlt jedes Jahr eine große Rechnung beim Buchhändler, schreibt Artikel für das „Vaterland“ und hält in jeder Versammlung der Katholikenvereine eine Rede. Seit einiger Zeit gehört er zu den

eifrigsten Anhängern des Spiritismus, beschäftigt sich systematisch mit Tischrücken und Geisterklopfen und verhandelt jeden Abend mit illustren Bewohnern jenes Landes, „aus dem kein Wanderer wiederkehrt“, über wichtige wissenschaftliche Fragen und Tagesereignisse.

Die beiden Gatten sind heute auffallend ernst. Er liest die Zeitung, sie blättert im Modejournal und benützt den ersten Augenblick, wo sie allein sind, um lebhaft seine Hand zu fassen. Er schrickt zusammen, denn er ist sehr nervös.

„Was hast Du?“ fragt er mit trockener Stimme.

„Ein Gespenst!“

„Ein Gespenst — Du —“ wiederholt der Gemahl — ungläubig auf ihre üppige Büste blickend.

„Ich habe immer daran gezweifelt, daß die Geister der Verstorbenen mit uns in Verkehr treten können,“ fuhr die Dame mit tiefem Ernst fort, „jetzt bin ich bekehrt. Höre nur —“, sie blickte umher. Ihr Gemahl rückte seinen Sessel näher und beugte sich über den Frühstückstisch herüber: „Es spukt in unserem Hause,“ sagte sie ganz leise.

„Das ist sehr möglich,“ entgegnete der Gatte.

„Höre nur,“ — sie sah sich neuerdings mißtrauisch im Zimmer um. Dem Spiritisten wurde es bereits etwas unheimlich zu Muthe. „Seit drei Nächten,“ be-

richtete sie im Flüstertone, „jede Nacht, wenn es vom Kirchthurme zwölfe schlägt, kommt es langsam, mit leisen, dumpfen Schritten den Corridor herauf bis zu meiner Thüre. Ich liege im Angstschweiß gebadet, da springt die Thüre auf und mit leisen, leisen Schritten —“ der Gemahl fühlte einen tiefen Schauer über seinen Rücken rieseln — „kömmt es langsam bis zu meinem Bette. Ich wage es nicht, mich zu bewegen, ich weine und bete.“

„Sehr gut,“ fiel der Gemahl ein.

„Dann seufzt es und kehrt ebenso zurück.“

„Das hat was zu bedeuten,“ begann er ernst.

„Gewiß,“ rief sie mit dem furchtsamsten Blicke von der Welt, „ich sterbe vor Entsetzen und Du mußt fortan in meinem Zimmer schlafen.“

„Was fällt Dir ein,“ sagte der Gemahl ruhig, „das darf nicht sein. Wenn der Geist bei mir etwas zu suchen hätte, würde er den Weg zu mir schon finden. Er will offenbar mit Dir allein in Verkehr treten.“

„So scheint es. Was soll ich also thun? Ich sterbe vor Angst.“

„Bleibe noch diese Nacht ruhig, und wenn das Gespenst Dir kein Zeichen gibt, dann mußt Du es in der nächsten Nacht ansprechen.“

„Das kostet mir das Leben," rief die hübsche Blondine mit dem Ausdrucke der Verzweiflung.

„Sei ohne Sorgen. Es ist sehr angenehm, mit Gespenstern zu conversiren. Ich will Dir im Vertrauen gestehen, daß gestern Napoleon Bonaparte bei mir war."

„Napoleon — welcher Napoleon?"

„Der Alte, der Große, der Onkel, er ist sehr ungehalten, daß der Neffe in Rom bleibt."

„Ah!" —

„Parole d'honneur!"

„Nun in Gottesnamen, ich will Alles thun, was Du verlangst und will das Gespenst mit aller Kourtoisie empfangen und es anreden," erklärte zuletzt das lebenslustige Weibchen ganz feierlich. „Wie soll ich das aber anfangen?"

„Die Gespenster haben verschiedene Titel. Ich weiß Dir da nichts zu sagen."

„Ich weiß schon, was ich mache," rief die kleine Frau, „ich nehme mir den Shakespeare aus der Bibliothek und werde zu ihm sprechen, wie Hamlet zu seinem Vater: Engel und Boten Gottes steht uns bei!"

„Sehr gut, sehr gut," rief ihr Gemahl.

„— Sei Du ein Geist des Segens, sei ein

Teufel, bring' Himmelslüfte oder Dampf der Hölle, ich rede doch mit Dir. Gib Antwort!"

„Magnifique! superbe! wirklich superbe! Muß doch auch wieder einmal den Hamlet zur Hand nehmen. „Shakespeare ein Spiritist", wäre ein famoser Titel, grandioses Feuilleton für's Vaterland." Er zog sein Notizbuch hervor.

Am nächsten Morgen kam der spiritistische Gemahl ganz gegen seine Gewohnheit frühzeitig in das Schlafzimmer seiner Gemahlin und schloß vorsichtig die Thüre.

„War es heute Nacht da?"

„Was?"

„Das Gespenst."

„Ja, es war da."

„Ich — ich habe es gehört — ich auch," rief der Gemahl aufgeregt, „es ging wie mit Schlappschuhen, es blieb eine volle Stunde, ich habe auf die Uhr gesehen. Schlag Eins kehrte es in sein Grab zurück, ganz wie es sich gehört. Ich habe es gehört, es ist also Aussicht vorhanden, daß es auch mir erscheinen wird. Ich will die nächste Nacht —"

„Um Gotteswillen," unterbrach ihn die kleine Blondine beinahe heftig, „Du denkst doch nicht daran, dem Geiste in den Weg zu treten, ihn vielleicht zu *vertreiben*. **Das darfst** Du mir nicht thun."

„Ich weiß doch, meine Liebe, wie man mit Gespenstern umgeht. Von mir darfst Du so etwas wohl nicht besorgen.“

Wieder war eine Nacht verstrichen. Die hübsche Blondine erzählte ihrem Gatten, sie habe das Gespenst angesprochen, es habe aber keine Antwort gegeben. Sie wiederholte ihre Frage jede Nacht, und jede Nacht vergebens, wie sie behauptete, beschwor jedoch ihren Gemahl jedesmal, sich in ihren Verkehr mit dem Geiste nicht einzudrängen. So vergingen Monate, der Spuk gehörte bereits förmlich zur Hausordnung, der Bediente, die Zofe, die Köchin, der Kutscher, die Bonne, ja sogar die Kinder hatten den unheimlichen Schritt des Gespenstes gehört, aber Niemand hatte es gesehen, und Niemand wagte es, sich ihm in den Weg zu stellen.

Einmal aber, wie der Herr des Hauses eben mit spiritistischen Correspondenzen beschäftigt war, geschah etwas ganz außerordentliches.

Schlag Mitternacht kam das Gespenst und trat in das Schlafzimmer seiner Gemahlin. Dies beunruhigte den zärtlichen Gatten durchaus nicht; aber nicht lange darnach kamen neuerdings schwere Schritte den Corridor herauf und diesmal hielt es vor seiner Thüre.

Ihm standen die Haare zu Berge, aber er faßte sich ein Herz, ergriff mit der einen Hand ein Licht, mit der andern eine geladene Pistole und öffnete.

Er prallte entsetzt zurück.

Vor ihm richtete sich eine große weiße Gestalt auf, und stand unbeweglich.

Der Spiritist bekreuzte sich und richtete dann entschlossen seine Pistole auf das Gespenst: „Bist Du ein guter Geist, so gib Antwort, sonst schieße ich Dir eine geweihte Kugel in den Leib. Was bist Du?"

„Ich bin der Johann, Euer Gnaden, um Gotteswillen, schießen Euer Gnaden nur nicht!"

Der Herr faßte das Gespenst beim Kragen. „Was thust Du hier? Gestehe!"

„Ich gestehe ja Alles, Euer Gnaden. — Ich bin verliebt."

„Verliebt?"

„Ja, ganz barbarisch verliebt!"

„In wen, Unglücklicher?" Dem Aristokraten dämmerte eine furchtbare Ahnung auf.

„In die Rosa," seufzte das verliebte Gespenst.

„In die Kammerjungfer?"

„Ja, Euer Gnaden, und ich habe mir ein Herz gefaßt und wollte diese Nacht zu ihr schleichen, und da die Gnädige so strenge ist, so verkleidete ich mich

als Gespenst, weil ich dachte, es würde da Niemand Courage haben, mir in die Quere zu kommen, und wie ich zur Thüre des gnädigen Herrn gelangte, da blickte ich durch das Schlüsselloch, ob Euer Gnaden wohl schlafen."

Der gnädige Herr zog hierauf das verliebte Gespenst beim Ohre in sein Cabinet, um daselbst das Verhör fortzusetzen.

Kaum hatte er jedoch die Thüre hinter sich geschlossen, tönten die Schritte des anderen Gespenstes wieder im Corridore.

Dießmal mußte er Gewißheit haben; heftig ergriff er Licht und Pistole und stürzte hinaus. Er sah eine hohe weiße Gestalt vorüberschweben. Wie er sie anrief, stand sie still und hob den Arm wie warnend gegen ihn.

„Stehe mir Rede, sonst schieße ich!" rief er muthig.

In diesem Augenblicke war das Gespenst bereits an der Treppe, während er im Gange, den Rücken gegen das Zimmer seiner Frau, stand.

Das Gespenst trat einen Schritt vor und drohte, zugleich verlöschte ein Luftzug, den er deutlich fühlte, das Licht in seiner Hand; er wagte nicht zu schießen.

Am nächsten Morgen erzählte der Spiritist die ganze Gespenstergeschichte umständlich seiner Kleinen.

blonden Frau, man lachte über den drolligen Einfall des „dummen Johann“ und schauerte bei dem Gedanken zusammen, daß das eigentliche Gespenst nun vollkommen constatirt sei.

Seit jener Nacht hat jedoch der Spuk in dem aristokratischen Hause vollständig aufgehört. Ueber die Ursache waren die beiden Eheleute verschiedener Meinung.

„Ich habe das Gespenst beleidigt,“ meinte er, und sie? — Sie hatte am Morgen nach jener Nacht ein kleines Billet abgesendet mit folgendem Inhalte:

„Lieber Eduard!

„Unser Johann ist in seiner Dummheit auf dieselbe Idee gekommen, wie wir. Das gab den Anlaß zu der tragikomischen Scene, wo mein Gatte Sie zu erschießen drohte, und ich noch glücklicherweise Zeit hatte, hinter seinem Rücken unbemerkt aus meinem Zimmer zu schlüpfen und im entscheidenden Augenblicke das Licht auszublasen. Sie dürfen auf keinen Fall mehr als Gespenst bei mir erscheinen. Ich sinne auf eine neue List. Au revoir!“

Idealismus.

Schon wieder Vorwürfe!

Sie nennen es vielleicht mit einem andern Namen, Madame, aber Vorwürfe bleiben Vorwürfe, wenn sie auch parfümirt, zierlich geschrieben und mit einem Bouquet weißer Rosen verschlossen sind.

Sie nennen mich einen Feind des Idealismus.

O, Madame! Der Idealismus ist, wie der Glaube, eine sehr gute Sache für den, der ihn hat. Jemandem, dessen Idealismus wie eine Fahne in der Schlacht des Lebens in Fetzen gegangen ist, der das Bischen Glauben, das ihm seine Mitmenschen übrig gelassen haben, wie der Geizige seinen Schatz verbirgt und vergräbt, einen Vorwurf daraus machen, heißt das gerecht sein? Sie sind wie der Arzt, der seinen Kranken in einem ungeheizten Zimmer fand und naiv fragte: „Ja, warum heizen Sie denn nicht?"

„Weil ich kein Holz habe!"

„Aber Sie werden sich erkälten!"

„Ich habe mich bereits erkältet."

Es ist schwer heizen, wenn man kein Holz hat, und am Ende erkältet sich doch jeder etwas in dieser ungeheizten Welt. Von Haus aus sind wir alle Idealisten, aber Wenige nur dürfen gottbeglückt das sonnige Glück des Kindermärchens in ihr Alter tragen. Diese Wenigen haben eben das Leben eine jener ewig jungen, schönen Frauen, deren Augen lachend fragen, was Unglück ist? Oder sie haben sich wie Bären in ihre Höhlen zurückgezogen und immer nur an ihren eigenen Pfoten gekaut.

Der Bär ist der Idealist unter den Thieren, natürlich so lange man ihn nicht aus seiner Waldeinsamkeit reißt, der Stock des Bärentreibers curirt auch ihn nur zu rasch von seinem Idealismus.

Ueberhaupt kann man im Umgange mit sich selbst den Idealismus am leichtesten bewahren. Wo wäre der Mensch, der zu sich selbst nicht ein vollkommenes Vertrauen hätte, der sich nicht alles mögliche Gute wünschen würde und bei Worten stehen bliebe; der sich nicht täglich manches Angenehme sagen, sich herzlich lieben, sich Treue und Wort redlich halten würde.

Im Gegensatze zu Schopenhauer, der sich aus dem Leben wie aus einem Schiffbruche in die Einsamkeit rettete, wuchs Spinoza wie Parcival in der *Einsamkeit auf.* Er fühlte sich nicht versucht, dieselbe

zu verlassen, und so genoß der arme Amsterdamer Jude ein stilles Glück, das die stolzen Götter dieser Erde vergebens im Sande der Wüste und im Eise Rußlands gesucht haben; nie haben ihn die Lippen eines Weibes beglückt und nie — vergiftet. Zwei Spinnen, an deren Kämpfen er sich von Zeit zu Zeit wie das römische Volk an jenen seiner Gladiatoren belustigte, eine Tabakspfeife und einige Bücher waren die Mitgenossen seines Stübchens und seiner Einsamkeit.

Wie sollte aber der Dichter des Narziß, der wie sein Held seine „Pompadour“ gehabt hat, ein Idealist bleiben?

Und nun gar wenn sich der persönliche Schmerz, das persönliche Elend, die persönliche Mißhandlung, die man erduldet zu dem Schmerz und Elend, zu der Mißhandlung eines ganzen großen Volkes, einer Welt erweitert!

Konnte Turgenjew unter üppigen, übermüthigen Aristokraten, armen gepeitschten Leibeigenen, käuflichen Beamten ein Idealist bleiben? Auch sonst hat ihn das Leben nicht mit Rosenfingern angefaßt und die gesunde kräftige Bitterkeit seiner Poesie ist gleichmäßig sein Eigenthum und das seines Volkes.

Den behaglichen Realismus lassen Sie gelten,

Madame. Nun der ist der eigentliche Gegensatz des Idealismus.

Der Pessimismus ist ja nur ein resignirter Idealismus. Wer die egoistische Kraft hat, sich die Menschen und die Verhältnisse zu unterwerfen, wer nur Anspruch macht auf Genuß, der mag sich freilich in dieser Welt recht behaglich einrichten. Es ist behaglich, wie Rubens über große Summen zu gebieten, in einem Palaste zu wohnen, in Luxus zu schwimmen, angesehen von Fürsten und Mitbürgern, mit wichtigen Missionen betraut, mit Ehren überhäuft, von ganz Europa bewundert zu werden und noch zu guter Letzt im reifen Mannesalter die Helena der Niederlande, die schönste flämische Jungfrau als Weib heimzuführen. Unter solchen Umständen würde wohl ein Idealist auch vortrefflich gediehen sein. Goethe hat die richtige Mischung beider Elemente in seinem Wesen, seiner Dichtung aus seinem Leben herübergetragen. Er hat sein behagliches Vaterhaus, sein lustiges Weimar gehabt, aber auch seinen Schmerz, seine Frau von Stein und seine — Lotte.

Ich kenne nur einen reinen Idealisten, — Sie nennen ihn, Madame — Adalbert Stifter.

Soll ich Ihnen das liebenswürdige Geheimniß dieses Idealismus verrathen?

Es ist — eine Frau.

Eine Frau, die dem jungen Dichter ihr junges, reines Herz, ihr jungfräuliches Wesen entgegengetragen hat. Sie war auch schön, wunderbar schön, denn bei häßlichen Frauen läuft der Idealismus auch einige Gefahr. Noch wunderbarer, sie liebte ihn und sie verrieth ihn nicht; sie wurde sein Weib und verrieth ihn auch da nicht. Ihre Schönheit, ihre Liebe, ihre Treue füllte sein Herz mit Idealismus, seine Poesie mit Duft und Reinheit.

Sie werfen mir meine Frauen-Charaktere vor? Adalbert Stifter hat in seinen Dichtungen nur edle, reine und gute Frauen.

Der Roman eines armen Studenten.

In dem höchsten und steilsten Hause einer engen winkeligen Gasse in Graz, ganz oben unter dem finsteren Dache, war ein Student eingezogen, ein armer hübscher Bursche, schlank und kräftig, mit blondem Haare, freundlichen Augen, regelmäßigen Zügen, aus denen eine nicht gewöhnliche Intelligenz leuchtete. Da saß er nun auf einem schwankenden Holzsessel, um ihn lagen seine Habseligkeiten, ein elender kleiner Koffer, einige Bücher, ein paar rostige Rapiere, ein zerissener Stulphandschuh, ein Schnellsieder und Stiefelzieher und sein Pintsch saß vor ihm und betrachtete ihn mit freundlichem Verständniß.

Das Dachstübchen war bald eingerichtet, dann wurde recognoscirt; zuerst die Umgebung, dann die Nachbarschaft. Das Resultat war eine wunderbare Aussicht auf jene Landschaft, deren charakteristischen Mittelpunkt die Ruine Göstting bildet, dann ein schwarzer Kater, welcher längs der Rinne [illegible] lungensüchtiger Flickschneider mit [illegible] Weibe und

sieben kleinen Kindern, ein versoffener dicker Tagschreiber, eine zahnlose, ausgetrocknete Alte mit tief versunkenen dunklen Augen, welche ihre Küsse ausgeboten hatte, so lange sich nur Freunde fanden und jetzt mit fremden Küssen und mit Versatzzetteln ein kleines, einträgliches Geschäft betrieb.

Die reizendste Entdeckung sollte er erst am Abend machen. Er war eben von einer armseligen Lektion zurückgekehrt und strich nun oben auf dem Treppenabsatz seine feuchten Zündhölzchen an der Wand. Da kam es leise, wie eine Katze, an dem Geländer herauf und hielt in seiner Nähe stille. Der Student rief leise das bekannte Kietz! Kietz! und bückte sich, das trauliche Thier zu streicheln.

Ein unterdrückter Schrei, und er hielt das kleinste Füßchen, das je auf dem Horizonte eines armen Studenten erschienen war, in seiner Hand.

Verwirrt bat er um Vergebung und bekam ein allerliebstes verwirrtes Stammeln zurück. Schnell versuchte er ein neues Hölzchen, und jetzt fing es glücklich Feuer. Vor ihm stand ein niedliches Brünettchen in bescheidenem Perkailkleide, in ein karrirtes Wollentuch eingewickelt.

„Suchen Sie Jemanden, mein Fräulein?“ fragte er verlegen.

„Nein, ich — wohne hier.“

„Dann erlauben Sie, daß ich Ihnen Licht mache.“

Der Student eilte, sein Unschlittstümpfchen anzuzünden und leuchtete dem zarten hübschen Kinde, das eilig eine kleine, mit koketter Einfachheit eingerichtete Dachstube öffnete, ihre Kerze an der seinen anbrannte und über und über roth für seinen Dienst dankte.

Der Student zog sich hierauf in seine Stube zurück und vertiefte sich in ein dickes ledernes Gesetzbuch.

Er saß nicht lange, da kam es wieder sachte die Treppe herauf, und jetzt, ein wohlbekannter Klang — der Säbel eines Offiziers. Dieser Säbel schnitt dem armen Studenten in die Seele. Nun sang leise eine Thüre. Er zweifelte nicht länger, die Brünette empfing den Besuch eines Anbeters. Ihm wurde seltsam zu Muthe, er klappte das Buch zu, aß sein trockenes Stück Brod, prügelte seinen Hund, und nachdem der Säbel wieder die Treppe hinab gegangen war, warf er sich auf sein hartes Lager und schlief ziemlich unruhig.

Am Morgen klopfte er an die Thüre der hübschen Kleinen. Alles blieb still, sie war ausgegangen. Erst am Abend hörte er wieder ihr Kleid vorüberrauschen und trat aus seiner Stube. Sie lächelte und wünschte ihm freundlich einen guten Abend.

„Erlauben Sie mir ein paar Worte,“ bat er in herzlichem Tone, „ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.“

Die kleine Brünette lächelte wieder, öffnete ihr Stübchen, machte Licht und lud ihn ein, sich neben ihr auf dem kleinen Sopha niederzulassen.

„Sie sind arm,“ begann der Student, „gewiß eben so arm, wie ich.“

„Ich bin eine arme Nähterin,“ erwiederte die Kleine.

„Ich dachte es mir,“ fuhr der Student fort, „und deshalb — deshalb wollte ich Sie warnen.“

„Warnen? wovor?“

„Sie sind so jung, so hübsch, Sie haben so gute braune Augen, — lassen Sie sich nicht mit vornehmen Leuten ein, Sie werden — Sie werden schlecht werden, ehe Sie es selbst wissen.“

„Erlauben Sie!“ fiel die hübsche Nähterin mit gesenkten Augen ein.

„Sie haben gestern einen Besuch gehabt!“ rief der Student.

Die Kleine lächelte. „Ach ja! ein Bruder von mir, der Soldat.“ —

„Wirklich?“

„Wirklich!“ — Der Student athmete auf.

„Aber welchen Grund haben Sie, mich zu war-

nen? Liegt Ihnen denn etwas an mir?" fragte die Nähterin.

„Ich weiß es nicht," sagte der Student, „aber ich glaube — ich — ich könnte Sie recht lieb haben, und dann — ich meine es ehrlich mit Ihnen."

Die hübsche Kleine schlug ihre Augen zu ihm auf, so zärtlich, so glühend, so vertrauensvoll, daß sein Herz heftig zu schlagen begann, und noch etwas lag in ihrem Blicke, etwas, was er nicht verstand, etwas Geheimnißvolles, Glückverheißendes.

Eine Woche später war es vom Dache bis zum Keller hinab eine ausgemachte Sache, daß der arme Student und die arme Nähterin ein Liebespaar seien, und in dem kleinen Stübchen wurden Abend für Abend die wunderbarsten Pläne gemacht. Der arme Student vertraute seinem Liebchen, wie er alle seine ehrgeizigen Träume aufgegeben habe, nach beendigten Studien ein kleines Amt auf dem Lande suchen und sie als sein Weibchen heimführen wolle. Vollkommene Seligkeit umfing die Beiden.

Da klebte eines Tages ein riesiger rother Anschlagzettel an den Ecken und kündigte die Aufführung einer großen Tragödie Shakespeare's an. Der arme Student beschloß, sein Liebchen in das Theater zu führen. Er eilte gegen Abend nach Hause, fand aber statt der

kleinen Nähterin ein Briefchen, das ihm anzeigte, sie sei durch eine dringende Arbeit außer Hause abgehalten und werde erst in der Nacht zurückkehren. So ging er denn allein.

Das Theater war in allen seinen Räumen gefüllt.

Nach dem ersten Akte begann der arme Student mit einiger Neugier die hübschen vornehmen Damen in den Logen zu mustern.

Da wurde er auf einmal bleich bis in die Lippen.

Gerade über ihm, im ersten Range, saß eine junge Dame in prächtiger Toilette, im lebhaften Gespräche mit zwei jungen Kavalieren, und diese Dame war — sein Liebchen, die arme Nähterin.

Ihm wirbelte der Kopf. Er fragte nach ihrem Namen, und man nannte ihm die Gemahlin eines Aristokraten.

Jetzt erblickte sie ihn gleichfalls, flammende Röthe übergoß ihr Gesicht, sie erhob sich mitten im Akte und verließ ihre Loge. Auch er eilte hinaus und nach Hause, die Treppe hinauf.

Wie er in seine Dachstube trat, saß sie da, sie, die er liebte, in seidener Robe, in Sammet gehüllt, ihr weißer Theatermantel war über die zerbrochene Lehne seines Sessels geworfen. Mit einem Schrei flog sie an seine Brust. —

„Verrätherin!“ rief er.

„Nein! Nein!“ entgegnete sie flehend, „hör' mich nur an. Ich liebe Dich, ich gehöre Dir. Ich lebte in jener vornehmen Gesellschaft, welche jede Poesie, jedes Gefühl erstickt, und sehnte mich nach Liebe. Ein Abenteuer führte mich in dieses Haus, hier traf ich Dich, und liebte Dich, und Du — kannst Du meine Seligkeit begreifen? Ich sah mich das erstemal um meiner selbst willen geliebt, nicht die reiche vornehme Dame, die arme Nähterin — das Weib; das ist mein Verbrechen.“

Und der arme Student?

In wenigen Augenblicken lag er zu ihren Füßen, und sein Arm ruhte bald eben so zärtlich auf den von kostbarem Sammet bedeckten Schultern der Aristokratin, wie einst auf dem Perkailkleidchen der armen Nähterin.

St. Nikolaus-Abend.

Der Abend des heiligen Nikolaus hat noch überall mehr oder minder seine geheimnißvolle Bedeutung, seinen festlichen koboldartigen Charakter behalten. Im Westen haben der Nachtwächter und die Polizei der heiligen Maskerade einen Riegel vorgeschoben, während im Osten der ehrwürdige Bischof noch ziemlich ungenirt mit seinem hübschen, pausbackigen Engel und seinem kettenrasselnden Teufel durch die Straßen wandelt und in die Häuser der Menschen tritt.

Wie viel allerliebsten Spuk, wie viele Freude, heiteren Schreck und ernstes Spielzeug bringt nicht dieser Abend, diese stille, heilige Nacht! Wie manche kleine Hand greift wiederholt unter den Kopfpolster, wie viel schlaftrunkene Aeuglein heften sich am frühen Morgen auf die gefrorenen Scheiben und suchen hinter den Frostblumen den zottigen „Bartel," den „Zwetschken-krampus" und die anderen ehrwürdigen Gestalten der heiligen Nacht.

Wie oft hat der Muthwille, wie oft hat die Wohlthätigkeit, wie oft die Liebe den frommen Mummenschanz zu ihren holden Zwecken gebraucht!

Ich kenne eine junge Camelien-Dame, welche mehr als einmal als kleiner Satan alle ihre Verehrer heimgesucht und aus den Kissen gejagt hat, — eine vornehme Frau, welche im Wohlthun, in der praktischen Menschenliebe einen Ersatz für den Verlust ehelichen Glückes suchte, und deren majestätische Gestalt, deren edle Züge sich ganz prächtig ausnahmen, wenn sie mit weißen Locken, weißem Barte, die hohe Bischofsmütze auf dem Haupte, im fließenden priesterlichen Gewande von Hütte zu Hütte schritt und in die schmutzigsten Winkel des Elends hinabstieg, — um überall Trost zu spenden, Hilfe zu bringen, Glück zu bereiten.

Und da fällt mir noch eine kostbare Geschichte aus meiner Heimat ein.

Eine reizende Gutsbesitzerin, welche im ganzen Kreise als Generalissimus einer ganzen Armee von Verehrern bekannt war, kam endlich mit ihren Abenteuern, ihren losen Streichen sogar in den Mund des Volkes, das sofort seinen Aberglauben mit der Unvergänglichkeit ihrer Reize, mit ihren Eroberungen in Verbindung brachte. Sie hatte einen Pact mit dem Teufel geschlossen, hieß es, und der alte Kirchensänger wußte,

wenn er erst einige Glas Branntwein im Leibe hatte, die ganze Geschichte sehr genau zu berichten.

Der Teufel war als französischer Sprachlehrer in schwarzem Frack und schwarzen Handschuhen bei ihr erschienen; er trug auch einen hohen Hut, um seine Hörner zu verbergen, und er verbarg sie so geschickt, daß es ihm gelang, den mißtrauischen Edelherrn zu täuschen und die junge Frau zu erobern. Er wollte sie gleich in die Hölle mitnehmen, aber sie umfaßte zu rechter Zeit ein Heiligenbild und hielt ihn ab.

Der Satan schloß hierauf mit ihr einen Vertrag, der ihr die Freiheit gab zweihundert Jahre auf der Erde zu wandeln, zu lieben und sich lieben zu lassen. Sie sollte niemals altern, und durch eine Salbe, mit welcher sie — was die Zofe mehr als einmal beschwor — ihre Augenbrauen anstrich, ihren Augen eine Art Allmacht über Männerherzen und Männerblut gegeben werden.

Die Wirkung dieser Augen war aber auch wirklich mehr als diabolisch; man wurde von ihnen förmlich verbrannt, man verkohlte so rasch, man verpuffte wie Schießbaumwolle.

So geschah es auch einem jungen Cavalier aus der Hauptstadt, welcher zufällig bei einer Wolfsjagd

in jener Gegend anwesend war und in die Nähe der gefährlichen Frau gerieth.

Nicht lange darnach munkelte man jedoch, daß diesmal auch die Dame ordentlich Feuer gefangen habe. Der junge Cavalier siedelte sich wenigstens in ihrer Nähe an und die resolute Edelfrau kutschirte ihren phantastischen kleinen Schlitten öfter als sonst über die weite beschneite Fläche. —

Endlich wurde der Gatte aufmerksam, umstellte Beide mit Spähern und Netzen und blies, wie gewöhnlich, die Flamme zum hellen Brande an.

Aus der „Laune des Verliebten" entstand eine Leidenschaft, die bereit war, jede Schranke niederzureißen, aus dem Wohlgefallen der schönen Armida eine tiefe, unbezwingbare Neigung.

Der Entschluß, sich für immer anzugehören, sich nie mehr zu trennen, war bald gefaßt. Schwerer war es, ihn auszuführen, denn der Edelmann verbat sich geradezu die Besuche des galanten Nachbarn; bei Tag wachte er selbst mit Argusaugen, bei Nacht umschritten Kosaken und Heiduken mit Flinten bewaffnet den Edelhof.

Die Geschichte war also nicht eben ungefährlich. Da sandte der Himmel zu rechter Zeit den beiden Liebenden die Nacht des heiligen Nikolaus.

Es war eine feierliche stille prächtige Mondnacht. Der klare Himmel brannte voll Sternen, die weite Schneefläche glänzte wie ein schäumendes Meer. Die schöne Edelfrau gähnte beim Thee, dehnte ihre üppigen Glieder, und zog sich früher als sonst in ihr Schlafzimmer zurück.

Dies beunruhigte den Gemahl. Er verdoppelte die Wachen, lud seine Pistolen und legte sich, nachdem er die Thüre seiner Gemahlin versperrt gefunden, zu Bett.

Sie stand indeß in einen Reisepelz gehüllt in ihrem Zimmer und erwartete mit klopfendem Herzen ein Signal.

Es schlug Mitternacht vom Thurme der Dorfkirche. Sie athmete auf.

Der Kosak unten begegnete eben den Bienenwächter, welcher halbbesoffen war und Beide schauerten und machten das Kreuz. Da trabte auf der Straße ein Reiter heran, auf schwarzem Pferde mit feurigen Ohren, und dieser Reiter war niemand Anderer als der Teufel. Furchtbar rasselten seine Ketten und Feuer sprühte aus seiner Reitgerte.

Entsetzt wollten die treuen Wächter die Flucht ergreifen, aber er rief sie an:

„Wo wollt Ihr hin, Ihr Sünder, Du Dieb Jendryck und Du Basilius, der größte Säufer im

Dorfe; ich finde Euch, wohin Ihr auch flieht." Die Beiden sanken in die Kniee und klapperten mit den Zähnen.

„Zuerst hole ich Eure lasterhafte Frau," fuhr der Teufel fort, „und dann Euch!"

Einige Minuten später raste der Gutsherr durch den Edelhof. „Meine Frau ist entführt," schrie er, „meine Frau ist entführt!"

„Ja, so ist es," betheuerte der Bienenwächter, „und wir haben ihn gesehen, der sie geholt hat."

„Ihr habt ihn gesehen, ihr Hundeblut und Säufer! wer war es denn?"

„Der Teufel war es. Der Teufel hat die gnädige Frau geholt. Gott sei ihrer Seele gnädig!"

Eine andere Geschichte aus der Bühnenwelt.

Das Lever einer jungen reizenden Schauspielerin.

Ein kleines Boudoir voll Blumenduft, eine graziöse Einrichtung, Trumeaux, an den Wänden die Portraits berühmter Künstler. Die kleine Göttin ruht schlaftrunken in rosaseidenen Kissen, auf ihrem Frühstückstisch liegen parfumirte Billetdoux, Bouquets, Zeitungen mit enthusiastischen Referaten neben einem Etui mit Juwelen, die Zofe hat eine fremde Dame gemeldet, welche die Künstlerin zu sprechen verlangt.

„Sie soll später kommen.“

„Sie will sogleich vorgelassen werden.“

„Sie soll warten.“

„Sie läßt sich nicht abweisen, da ist sie selbst.“

Eine junge hübsche Frau mit einem feinen leidenden Gesichtchen trat ein und winkte der Zofe das Zimmer zu verlassen.

„Geh, laß uns allein!“ rief die Schauspielerin. Die Zofe ging. Die junge Frau näherte sich lebhaft dem üppigen Lager der Bühnengöttin.

„Sie sind —“ begann diese stolz.

„Die Frau Ihres Anbeters,“ sagte die junge Frau mit einem herben Lächeln.

Die Schauspielerin richtete sich überrascht auf und sah ihr starr ins Gesicht. — „Und sie suchen bei mir?“ fragte sie mit leise zitternder Stimme.

„Meinen Gatten, den Vater meiner Kinder,“ entgegnete die junge Frau.

„Sie suchen ihn vergebens.“

Die junge Frau schüttelte wehmüthig den Kopf. „Nur dann, wenn ich mich in Ihnen irre, mein Fräulein.“

„In mir — was soll ich?“

„Was Sie sollen, wird Ihnen Ihr Herz, Ihr Gewissen sagen, wenn man mir Sie nicht ganz falsch

geschildert hat. Sie allein können mir meinen Gatten zurückgeben."

„Ich verstehe —"

„Lassen Sie mich enden. Man nennt Sie eine talentvolle Schauspielerin, eine reizende geistreiche Kokette, aber man spricht zugleich von Ihrem edlen, guten Herzen, Ihrem ehrenhaften Charakter. Ich begreife, daß Sie meinen Gatten nicht aufgeben können, wenn Sie ihn lieben, aber Sie lieben ihn nicht."

„Madame!"

„Sie lassen sich von ihm anbeten. Das ist Alles. Ist Ihnen dieser Triumph Ihrer Eitelkeit so viel werth, daß Sie demselben das Glück einer Familie opfern. Mein Fräulein, nicht mein Glück ist es, das ich von Ihnen verlange, ich habe meinem Lebenstraume längst schon Lebewohl gesagt, aber die Leidenschaft meines Gatten für Sie gefährdet die Zukunft meiner Kinder, sein eigenes Dasein."

„Genug, gnädige Frau," rief die kleine Göttin, „ich gebe Ihnen Ihren Gatten zurück."

„Ich danke Ihnen —"

„Danken Sie mir nicht," fuhr die Schauspielerin fort, „wenigstens jetzt noch nicht. Ich will mehr thun, als Ihnen Ihren Mann zurückgeben, ich will Sie lehren, *ihn zu behaupten*, die Ehe ist wie die Liebe ein ewiger

Krieg. Das vergessen die Frauen so gerne. Sie müssen Krieg führen lernen. Eine Frau, die nur erobern will, braucht keine Koketterie, denn die Männer sind so leicht zu erobern, aber schwer festzuhalten. Eine Frau aber, die liebt, die einen Mann für immer fesseln will, muß eine Kokette sein. Vertrauen Sie mir und verlieren Sie vor Allem nicht die Geduld."

Die junge Frau verließ die Rivalin, das Herz voll Freude und Hoffnung. Wochen vergingen, die Bühnengöttin hatte ihr gegebenes Wort noch immer nicht gelöst; aber das Vertrauen der jungen Frau wurde nicht im Mindesten erschüttert. Geduldig harrte sie von Tag zu Tag.

So kam der Abend des heiligen Nikolaus heran.

Es war spät geworden, die junge Frau hatte ihre Kinder zu Bett gebracht und war in das unsterbliche Werk eines deutschen Dichters versenkt, aus dem sie Trost und Heiterkeit schöpfte.

Plötzlich tönte die Glocke.

Sie dachte an ihren Gatten, das Herz schlug ihr stärker, sie erhob sich und eilte bis zur Thüre; da öffnete sich dieselbe und herein trat der heilige Bischof, gefolgt von Engel und Teufel. Die junge Frau stand einen Augenblick sprachlos.

„Ich bringe Dir den Lohn für Deine Tugend und Treue,“ sprach der Heilige mit sanftem Ausdruck. Jetzt betrachtete die junge Frau aufmerksamer das liebe, von weißen Locken und einem langen, weißen Barte eingerahmte Gesicht, die munteren blauen Augen des frommen Bischofs und erkannte auch den Engel, eine Theaterfreundin derselben, und den Teufel.

Der heilige Nikolaus beschenkte die junge Frau in liebenswürdigster Weise, während der Teufel, der sich sehr unbehaglich zu fühlen schien, erbärmlich mit seiner Kette rasselte.

„Ruhig, Satan!“ sprach der Bischof mit komischer Würde.

Der Teufel, welcher bis zum Halse in einen schwarzen zottigen Stoff eingenäht war, eine gräuliche Larve mit langer rother Zunge, riesige Hörner und schwere Ketten an Füßen und Händen trug, gab dem heiligen Nikolaus einen Wink, der deutlich die Lust verrieth, bei Zeiten abzufahren.

Der fromme Bischof lachte.

„Dummer Teufel!“ sprach er, Du scheinst vor dieser reinen guten Seele einen höllischen Respect zu haben. Vortrefflich! Ich habe große Lust, Dich ihr zur Erziehung zu übergeben, vielleicht rettet sie Dich noch aus dem Höllenpfuhl.“

Der Teufel erschrack, brummte etwas und rasselte wieder mit den Ketten.

„Du wagst es, Zeichen von Unzufriedenheit zu geben,“ rief der heilige Nikolaus, „ich werde Dich gleich zahm machen.“ Zugleich zog er den verblüfften Teufel zu dem Bette der jungen Frau, kettete ihn an demselben mit einem kleinen Schlosse an und überreichte ihr den Schlüssel.

„Ich schenke ihnen diesen Teufel, schöne Frau,“ fuhr der spitzbübische Heilige fort, „behandeln Sie ihn fortan ganz wie Ihren Sclaven. Er ist freilich ein dummer Teufel, der sich leicht fangen läßt, aber es wird Ihre Aufgabe sein, ihn nie mehr von der Kette zu lassen.“

Im nächsten Augenblicke waren Sankt Nikolaus uud der Engel verschwunden und der Teufel lag beschämt zu den Füßen seiner Frau.

Der dumme Kerl aus der „Gesellschaft."

Wer kennt nicht die kostbare Figur des Figaro, für die er jüngst nebst mehreren anderen ein Privilegium verlangt hat, den dummen Kerl von Wien? Indeß gehört er mehr der Literatur an; aber auch die „Gesellschaft" der Kaiserstadt hat ihren dummen Kerl, ihren dummen Kerl par excellence, einen universaldummen Kerl, um mit Narziß zu sprechen, in dem sich alle anderen dummen Kerle bespiegeln. Eine finstere grauenhafte Sage von ihm geht von Munde zu Munde, Mütter schrecken ihre Kinder damit, wenn sie nichts lernen wollen, die Marchande de modes-Mädchen flüstern sie sich beim Hüteputzen zu und die Pensionisten vertrauen sie sich in den düstersten Laubgängen des Schwarzenberggartens.

Der dumme Kerl aus der Gesellschaft, so lautet jene Sage, geht stets mit einer geladenen Pistole im Sacke herum, um in dem unwahrscheinlichen Falle, daß er einen Dümmeren fände, denselben sofort auf *dem Flecke* niederzuschießen. Die Pistole begleitet ihn

auf seinen Promenaden über den Graben und die Ringstraße zu seinem kleinen Frühstück bei Faber, zum Diner, ins Kaffeehaus, in das Burgtheater, ja er kann nur mit seiner geliebten Pistole an der Seite ruhig schlafen, und doch ist er bis jetzt noch nie in die Lage gekommen, einen Mord zu begehen, nicht einmal nach dem letzten Kriege.

Ein einziges Mal hörte man den Hahn seiner Pistole knacken, es war als er nach der Debatte über das Ehegesetz im Herrenhause jenem Hochgeborenen Staatsmanne begegnete, welcher — aber bald sah er sein Unrecht ein und das Mordwerkzeug verschwand wieder in seiner tiefen Tasche.

Für den Fall, daß Du, was ich nicht annehmen kann, die Bekanntschaft des dummen Kerls aus der Gesellschaft noch nicht gemacht hast, will ich Dir einige genaue Kennzeichen angeben. Vor Allem charakteristisch sind seine Beine, lang wie sein Stammbaum, dann fällt seine Haltung auf. Er sieht immer aus, wie wenn er auf dem Pfahle stecken würde, und sein Gesicht macht auch jederzeit die entsprechenden Grimassen. Wie alle stolzen Geister tritt er stets mit dem Absatz auf, daher Du ihn auch an den vielen unbezahlten Schusterrechnungen erkennen kannst.

Er ist also stolz?

Ja, das ist er. Er hat auch alle Ursache dazu. Zwar könnte man behaupten, daß er streng genommen nicht das ist, was die Welt sich unter einem „Cavalier" vorstellt, aber was weiß die Welt. So behauptete unlängst ein Boshafter, als man ihn durch einige Tage vermißte, er sei zum Friedenskongreß abgereist. Wie wenn es eine Schande wäre, friedliche Gesinnungen im Herzen zu tragen!

Der dumme Kerl ist kein Held, das geben wir zu, aber Heldenthum ist überhaupt ein Metier, das in neuerer Zeit seinen Kredit verloren hat. Wenn unser dummer Kerl auch kein Don Juan ist, wenn er kein sonderliches Glück bei Lebefrauen hat, so beweist das nur, daß er moralisch ist. In diesem Sinne vertheidige ich ihn auch als ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft, das man wie ein Hausthier mit Schonung behandeln soll.

Einer seiner Freunde hat den „dummen Kerl" auch mit Erfolg bei seiner Frau angewendet. Das kleine Weibchen bekam plötzlich seltsame Gelüste, ein blauer Rock mit goldenen Schnüren übte eine unbezwingbare magnetische Attraktion, und sie flog diesem Rocke wie einem Sterne, der ihre Bahn bestimmte, durch alle Tanzsäle nach, er zog sie jeden Abend in

ihre Loge, auf die Promenade, sie folgte ihm im Phaeton, zu Pferde, auf dem kleinen Schlittschuh.

Da erschien als rettender Engel der dumme Kerl.

Sobald sich das hübsche Weibchen außer dem Hause blicken ließ, war er an ihrer Seite, stets stumm und feierlich wie der steinerne Gast, und jeder Don Juan entsetzte sich bei seinem Anblick und suchte sich zu retten. Endlich floh auch das hübsche Weibchen vor ihm zurück in die offenen Arme ihres Gatten. Wer wagt noch gegen den Edlen zu zeugen? Ist er nicht auch die Zuflucht der Liebenden, das Prototyp der Elephanten, bei dem noch jeder Romeo Trost und Beistand gefunden hat? Wo ist einer, der so wie er, aus einem großen Gesichtspunkte sein Herz bezwungen hat? Auch er hat einmal geliebt, ein braves, gebildetes und reiches Mädchen, und er wurde wieder geliebt. Aber sie war nicht von Adel, und er bezwang sich und verzichtete auf ihre Hand.

Ist das nicht groß? Wer wäre heute noch einer solchen That fähig, es müßte denn Jener sein, auf den das verderbliche Rohr unseres Helden wartet.

Die Größe seiner That kann nur ein Mensch ganz ermessen, und dieser eine ist sein Schneider, dessen Rechnung er seit zehn Jahren nicht bezahlt hat. Mancher

ist vielleicht versucht zu fragen: Auf was gründet sich denn dieser edle Stolz einer großen Seele?

Auf seine Ahnen, welche friedliche Kaufleute, wenn sie zur Messe zogen, überfielen, mordeten und plünderten, welche Frauen und Jungfrauen raubten und schändeten, das Volk aussaugten und bedrückten?

Fragt ihn selbst. Er wird Euch die Antwort schuldig bleiben. Wer darf von ihm überhaupt eine Antwort verlangen? Er ist der dumme Kerl, „für Gott, Kaiser und Vaterland."

Wir aber wünschen ihm ein langes Leben und ein seliges Ende ohne Nachkommen, damit einmal der Tag kömmt, wo wir ihn begraben können für immer, den letzten Ritter von der traurigen Gestalt.

Schulden.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber sind die Schulden

parodirte ein vom Schicksal in Gestalt von Solicitatoren und Gerichtsdienern verfolgter Journalist die Schlußworte der Braut von Messina. Anderer Ansicht scheint jedoch jener preußische Gardeoffizier gewesen zu sein, welcher, als ein Kamerad ihm die Frage in den Weg warf, womit er denn heirathen wolle, seelenruhig an seiner Cigarre saugend, erklärte: „Das ist sehr einfach. Ich habe ja eine sichere Revenue von 4000 Thalern. Meine Braut bekommt eine Rente von 2000 Thalern und ich mache, wie Dir bekannt ist, jedes Jahr 2000 Thaler Schulden, damit kann man doch sehr anständig leben!“

Unter Umständen sind Schulden sogar eine Wohlthat, eine Sinekure für Erwerbsunfähige, sie sichern eine elegante Aussteuer und bereiten dem Glücklichen ein sorgenloses Alter.

Franz van Mieris der jüngere, der berühmte Genremaler Hollands, starb 1681 im Schuldengefängniß.

Wie traurig sieht das aus, und wie lustig ist es, wenn man näher zusieht. Die europäischen Gallerien, zu deren schönsten und seltensten Zierden heute die Gemälde des fröhlichen Holländers gehören, geben Zeugniß, welch' glänzenden kostbaren Pinsel derselbe führte.

Seine kleinen graziös drastischen Bilder wurden schon zu seiner Zeit eifrig gesucht und ausgezeichnet bezahlt.

Er malte reizende niedliche Frauen, wie jene „Seidenhändlerin" im Belvedere zu Wien, welcher der einkaufende Cavalier, nach köstlicherer Waare lüstern, unter das Kinn greift; er malte lustige Gesellen, wie jenen „Trompeter nach der Parade" in der Dresdener Gallerie, deren heitere Embleme der Bierkrug, die Pfeife und französische Karten sind, und griff selbst so lange unter das Kinn, und sprach selbst dem Bierkruge und den Karten so lange zu, bis er arm, verschuldet, immer wieder gepfändet, Pinsel und Palette in die Ecke warf und mit seinem Freunde van Steen von Schenke zu Schenke zog.

Je mehr seine Gläubiger ihn verfolgten, um so mehr verlor er die Lust am Malen, um so mehr reifte sein Entschluß, Nichts zu verdienen.

Es war für ihn ein gefundener Handel, als man ihn in den Schuldthurm schleppte. Er hatte in der letzten Zeit mit mannigfachen Entbehrungen gekämpft, hier konnte er auf Kosten seiner Gläubiger behaglich leben, im Garten des Gefängnisses spazieren gehen, mit seinen Leidensgenossen Karten spielen. Vergebens stellten ihm seine Gläubiger eine Staffelei in sein Gefängniß, vergebens baten sie ihn demüthig und flehentlich, wieder den Pinsel in seine Hand zu nehmen. Mieris steckte die Hände in die Taschen und lachte.

Jede Stadt hat ihre kostbaren Schuldenmysterien. Der Leser soll sofort mit uns Zeuge einer ergötzlichen Scene sein. Wir begeben uns in ein elegantes Garçonzimmer. Auf einem Divan, das eine Bein bequem ausgestreckt, mit der Fußspitze des andern auf dem Parket trommelnd, liegt der Besitzer, um ihn steht ein Kreis ehrenwerther Männer, welcher mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Eröffnungen entgegensieht. Es sind seine Gläubiger. „Er zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh', es fehlt kein theures Haupt."

„Wir befinden uns ganz in derselben Lage, meine Herren!" beginnt der liebenswürdige Jockei, „Sie brauchen Geld. Ich brauche auch Geld. Ich brauche 6000 Fl. und Sie werden mir dieselben schaffen."

Lebhafte Bewegung, Unruhe rechts, Widerspruch links.

„Sie werden mir dieselben schaffen.“

„Unmöglich!“ — „Keine Idee!“ — „Ich will mein Geld!“ tönt es von allen Seiten.

Der Jockei lächelt. „Ausgezeichnet. Jetzt sind wir auf dem besten Wege uns zu verständigen.“

Wieder lebhafte Unruhe.

„Einige von Ihnen, meine Herren, haben Logik studirt,“ fährt der Jockei heiter fort, „die übrigen sind mindestens verständige praktische Männer. Beantworten Sie also meine Fragen: Wollen Sie Ihr Geld haben?“

Chorus: „Ja!“

Jockei: „Bald?“

Chorus: „Sogleich.“

Jockei: „Nun sehen Sie, meine Herren, ich habe kein Geld, und habe auch gar keine Aussicht welches zu bekommen.“

Allgemeine Verzweiflung.

Jockei: „Wir haben nur einen Weg, uns Alle zu rangiren: Eine Heirath.“

„Wir sind ja aber alle bereits verheirathet.“

„Ich gratulire. Ich dagegen bin eben erst auf dem Wege mich zu verheirathen. Diese Heirath ist allein im Stande mich zu rangiren und Ihnen zu Ihrem Gelde zu helfen. Um diese Heirath jedoch zu *realisiren, brauche* ich 6000 Fl., und diese 6000 Fl.

werden Sie mir geben. Ich überlasse es Ihnen, meine Herren, die Summe unter sich zu repartiren."

Nun folgen Proteste, Betheuerungen, man verlangt Nachweise, welche wirklich geliefert werden, und zuletzt entschließen sich die Gläubiger, ihren Schuldner auszustatten. Binnen 24 Stunden liegt das Geld auf seinem Tische, er heirathet mit allem Pompe und zahlt nach der Hochzeit in aller Stille seine Schulden.

Wer wagt da noch zu sagen:

„Der Uebel größtes aber sind die Schulden?"

Platonische Liebe.

Platonische Liebe! Gibt es heutzutage noch eine platonische Liebe?

Als Antwort ein reizendes Geschichtchen aus der Gesellschaft.

Der Held desselben ist ein junger Mann, aus einer alten hochadeligen Familie. Das Ebenbild seiner schönen, geistreichen, gütigen Mutter, mit aller Leidenschaft eines vom Leben getäuschten, vereinsamten treuen Herzens, von ihr geliebt, von der Wiege an vor der Welt verborgen gehalten, gehütet, mit großer Zärtlichkeit erzogen, wurde er weich, reizbar, empfindlich, keusch bis zur Mädchenhaftigkeit. Als er, ein junger schöner Offizier, in den hocharistokratischen Kreisen der Residenz erschien, hatte er auch in seinem Aeußern etwas Mädchenhaftes. Nicht einmal der erste leichte Flaum eines Bartes entstellte sein feingeschnittenes rosiges Gesicht mit den sehnsüchtig tiefen blauen Augen. Sein blondes Haar bildete natürliche Locken, seine Hände waren unendlich klein und zart, auch sein leichter schwe-

bender Gang war der eines Mädchens. Bald war er zu einer kleinen Berühmtheit der Hauptstadt geworden, denn man entdeckte an ihm eine seltsame Eigenthümlichkeit, er fürchtete die Frauen.

Noch hatte er keine Frau geliebt; dies war es aber nicht allein, denn um so mehr rothe Frauenlippen waren bereit, ihm das Küssen zu lernen, aber er mied die Frauen, er erbleichte, wenn eine Dame das Wort an ihn richtete, er zitterte, wenn ihn ein Frauenkleid streifte; er fürchtete die Frauen.

Die Gesellschaft uannte ihn den neuen Plato, bereitete ihm tausend Verlegenheiten, tausend Versuchungen, aber er zerriß alle Netze. Man überzeugte sich, daß es nicht Schüchternheit war, was ihn zurückhielt, sondern eine Seltsamkeit seiner Natur, und überließ ihn endlich seinen Träumen.

So stand er eines Abends in dem Gewühle eines vornehmen exclusiven Balles an eine Säule gelehnt und blickte sehnsüchtig in das Meer geschminkter Larven nach einem Menschenantlitz, das er lieben, nach einer Menschenseele, die ihn verstehen könnte.

Auf einmal stand eine Frau vor ihm, ein schönes, berauschendes Weib mit der Gestalt und den Formen einer griechischen Göttin, dem Antlitz einer Madonna Raphaels.

Sie lächelte, ihm stand das Herz still.

„Da Sie die Frauen fliehen, so müssen die Frauen Sie aufsuchen," sprach sie mit einer Stimme, die ihn zugleich entzückte und beängstigte; sie nannte hierauf ihren Namen, den einer großen Familie des Auslandes. Der neue Plato erinnerte sich, daß sie von ihrem Gatten getrennt in der Residenz lebe und als die erste Schönheit in derselben genannt würde.

„Lockt Sie dieser Walzer nicht? Kommen Sie, eine Tour!" fügte sie hinzu und legte ihren Arm auf den seinen. —

„Ich — ich — tanze nicht," stotterte Plato. —

„Sie hassen die Frauen?" —

„Nein! ich liebe sie nur nicht." —

„Und weßhalb mein Herr?" —

„Weil — weil — ich nur geistig lieben kann!"

Die schöne Frau sah ihn an und kehrte ihm dann schnöde den Rücken. Er fühlte, daß er sie tief beleidigt hatte; er wollte zu ihr sprechen, aber es schnürte ihm die Kehle zusammen, er stürzte aus dem Saal, die Treppe hinab, nach Hause.

Fortan stand das Bild des schönen fremden Weibes vor seiner Seele, er liebte und haßte sie zugleich. Er suchte sie im Theater und floh die Salons, in denen er sie zu begegnen fürchtete.

Da erhielt er ein seltsames Billet: „Mein Herr! Ein junger Mann, der Sie von ganzer Seele liebt, liebt, wie nie ein Weib lieben kann, stirbt vor Sehnsucht Sie zu sehen. Kommen Sie heute um Mitternacht. Vollkommene Dunkelheit soll uns umfangen, nichts Körperliches den Einklang zweier Seelen stören. Mein Diener erwartet Sie in der Nähe des Domes. Ihr Anatol."

Um Mitternacht war Plato zur Stelle, er fand den Diener, der ihn bis zur Thür des geheimnißvollen Freundes geleitete, er öffnete selbst und trat ein. In demselben Augenblick wurde die Thüre von außen geschlossen.

Plato befand sich in einem vollkommen dunklen Raum.

„Komm zu mir, mein Freund," sprach eine Stimme, welche ihm bekannt schien; eine kleine zitternde Hand faßte die seine und zog ihn auf einen Divan nieder. Zwei volle duftende Lippen berührten die seinen.

Plato zuckte zurück.

Anatol lachte: „Ich will doch einen Augenblick Licht machen, Du sollst sehen, daß ich keine Frau bin."

Ein Salonhölzchen flammte auf. Plato sah einen ideal schönen jungen Mann, schwarz gekleidet in polnischer Tracht neben sich, welcher eine kleine Cigarette anzündete

und zu rauchen begann. Das Feuer derselben beleuchtete von Zeit zu Zeit sein Gesicht. Die Aehnlichkeit mit jenem gefürchteten schönen Weibe verwirrte ihn immer mehr.

Als die Freunde sich nach einer Stunde trennten, als noch einmal Anatols Lippen auf den seinen brannten, war es Plato zur Gewißheit geworden. Sein Freund war ein — Weib. Sie war es, sie wollte ihn geistig lieben.

Schweigend trug Plato sein Glück in der Seele, nicht einmal ihr selbst verrieth er die Seligkeit der reizenden Entdeckung. Sie sahen sich fortan jeden Abend in einem einfach eleganten, aber schmucklosen Zimmer, eine Ampel beleuchtete dasselbe von oben herab. Sie plauderten wie Freunde, sie rauchten, sie phantasirten auf dem Clavier, lasen sich gegenseitig vor, sie schossen mit Salonpistolen nach einer kleinen Scheibe, sie begrüßten sich und schieden mit einem Kusse wie gute Freunde in Rußland und Polen es zu thun pflegen.

Plato dachte nicht im Entferntesten daran, daß dies Alles anders werden sollte, werden könnte. Einmal begegnete er der schönen Frau auf der Straße, beide errötheten, sie sah zu Boden. Monate gingen vorüber. Plötzlich mußte Anatol die Residenz verlassen, nur für kurze Zeit, aber sie trennten sich mit

Thränen in den Augen, über Beide kam eine Ahnung, daß sie sich verlieren sollten für immer.

Wochen vergingen. Plato ging durch die Straßen wie ein Kranker, bleich, verstört. Da kam auf einmal das duftende Briefchen, das ihn zu seinem Freunde rief.

Athemlos eilte er die Treppe empor, er fand das erste Zimmer leer, er eilte durch die Reihe der Gemächer bis in das letzte, da grüßte ihn die liebe Stimme.

Doch was war das? — Es rauschte ein Frauengewand — ein melodisches Lachen ertönte. — Das schönste Weib lag in dem üppigsten Negligee auf einer Ottomane und breitete die Arme nach ihm aus.

Plato erbleichte, trat einen Schritt zurück und heftete das Auge beinahe entsetzt auf den Freund in Frauenkleidern. Noch einmal hörte er das süße, kindliche Lachen, dann stürzte er aus dem Zimmer und floh — für immer.

Ich glaube, wir, ich und Du, freundlicher Leser, wären gewiß nicht so platonisch gewesen.

Die Reclame.

Mit weit größerem Rechte als die öffentliche Meinung sollte man die **Reclame** unter die Großmächte aufnehmen; sie ist es ja, welche der öffentlichen Meinung ihren Stempel aufdrückt, welche sie beherrscht, leitet, ja tyrannisirt. Die Reclame spannt ihr elektrisches Netz über große Städte und ganze Länderstriche, über den gebildeten Welttheil, ja über den Erdball. Sie ist — wie das mächtige Fluidum, wie der Blitz, den wir zu unserem Dienste zwingen, als Boten, Schreiber und Arzt verwenden, — nirgends zu fassen, nirgends zu entdecken, sie ist überall und nirgends, allmächtig und allgegenwärtig.

Das was man gewöhnlich Reclame nennt, verdient diesen Namen gar nicht; es ist nur ein elender Abklatsch ihres Medusenhauptes, Theateragenten und Schauspieler sind ihre unschuldigsten Kinder. Die Reclame ist keines jener Wundermittel, welche an allen Ecken feilgeboten werden; sie ist ein langsam, aber sicher *wirkendes Gift*, das Dir — ohne daß Du es ahnst —

in einer Tasse Thee, in einer Prise Tabak, in einem zärtlichen Blick eingeflößt wird.

Ich will Dir einige ihrer geheimnißvollen Fäden bloßlegen, freundlicher Leser.

Du wirst durch mich in einen vornehmen Salon des Faubourg St. Germain eingeführt. Den Gesprächsstoff des aus den distinguirtesten Elementen der Gesellschaft und der Literatur zusammengesetzten Kreises bildet neben Augier's neuem Stücke und der neuen Toilette der Fürstin Metternich das Duell des spanischen Gesandschaftsattachés M. und des Journalisten D.

Wer sind diese beiden Herren? Ihr Namen wurden bis heute nicht genannt und sind heute doch in aller Munde. Und dies alles um eines leichten Degenstiches willen, den Herr D. in den rechten Arm erhalten hat!

Welch' wohlfeile Reclame!

Relame? Was sonst? Die Sekundanten sind dupirt, die schöne Welt, die Diplomatie und die Literatur. Die beiden Gegner trinken vor und nach der Affaire eine Flasche Champagner, jeder auf das Wohl des andern, der unbekannte Spanier ist mit einem Schlag in allen Kreisen eingeführt und die Feuilletons des unbekannten Journalisten werden fortan mit der größten Begierde gelesen.

Ein Großkaufmann in London ist dem Bankerott nahe; man flüstert bereits in den Comptoirs, den Kaffeehäusern, an der Börse, Bekannte weichen ihm aus, Freunde grüßen ihn verlegen. Auf einmal fährt er in einer neuen Equipage durch die Straßen, seine Pferde übertreffen in Vieler Augen jene des Prinzen von Wales, seine Frau entwickelt eine phantastische Eleganz, der glänzendste Ball der Saison vereinigt in seinem Palaste die gesammte Aristokratie des Geldsackes. Tausende von Pfunden werden in der Küche und von dem Tapezierer verschwendet, Tausende von Madame in den Straßenkoth getreten. Welcher Leichtsinn! Reclame, freundlicher Leser; Equipage, Pferde, Toilette, Ball, nichts als Reclame; der Großkaufmann war nie sparsamer und hat nie glücklicher speculirt. Reclame! und sein Credit ist wieder vollkommen hergestellt.

Wie lebhaft interessirt man sich in Warschau für Dr. O. und seine schöne Frau. Nur von ihm will man behandelt sein, nur sie will man auf allen Bällen als Königin sehen. Die Adressen der Patienten, die Einladungskarten bilden bereits kleine Gebirge auf dem Salontische und doch war Dr. O. vor Jahresfrist noch ein unbekannter junger Arzt und hatte einen einzigen Patienten — seine Frau. Diese arme Frau!

Sie scheint gesund. Aber ihren üppigen Formen

widerspricht das von dunkeln Locken eingerahmte bleiche Gesicht.

Sie ist eine leidenschaftliche Tänzerin und besucht jeden öffentlichen Ball; und jedesmal sinkt sie mitten im wilden Wirbel auf einmal in den Arm des Tänzers. Ohnmächtig wird sie aus dem Saale gebracht; Alles ist um die schöne Frau beschäftigt; „einen Arzt, einen Arzt!“ tönt es von hundert Lippen. Da stürzt athemlos ein Mann herbei, — es ist ihr Gatte; er wirft sich vor ihr nieder und wendet Alles an, sie wieder zum Leben zurückzurufen. Sie ruht jetzt auf einem Divan mit geschlossenen Augen, aufgelöstem Haare — noch einmal so schön. Ein Kreis hat sich um sie gebildet. Man flüstert, preist und beklagt sie in einem Athem; jetzt holt sie tief Athem, schlägt die Augen auf und lächelt.

Jetzt fragt man auch um den Namen des Arztes, der sie gerettet hat, und hört ihn erstaunt das erste Mal uns — und die Reclame hat ihre Wirkung gemacht, die Polinnen spielen vortrefflich Komödie und Dr. O. ist jetzt der gesuchteste Arzt im ganzen Königreiche.

Der berühmte russische Dichter Lermontow saß als junger Offizier halb verzweifelt im Salon der Fürstin Trubetzkoi, der ersten Schönheit Petersburgs,

denn Niemand beachtete ihn, Niemand sprach zu ihm und Niemand hörte seine leisen Fragen. Düster heftete er das Auge auf den Boden und bemerkte in sich verloren kaum, daß die Gesellschaft den Salon verließ, um in dem anstoßenden den Thee zu nehmen.

Auf einmal legte sich eine kleine weiche Hand auf seine Schulter; er blickte auf. Die schöne Fürstin stand lächelnd vor ihm.

„Was ist Ihnen, Lermontow?“ fragte sie theilnehmend.

„Ich sterbe an meiner Unbedeutendheit,“ erwiederte er bitter.

„Sind Sie verliebt?“ fragte die schöne Frau.

„Ich könnte nur eine Frau lieben — Sie selbst. Würden Sie aber die Liebe eines jungen Offiziers, der noch nie im Feuer stand, eines jungen Dichters, dessen Verse bis jetzt nur auf Schulbänken und Casernenfenstern zu lesen sind, nicht lächerlich finden?“

Die Fürstin schwieg.

Lermontow stieß ein schmerzliches Lachen aus.

„Sie sind ehrgeizig, Sie fühlen Ihr Talent und es thut Ihnen weh, es nicht anerkannt zu sehen,“ sprach die schöne Frau; „lesen Sie mir Ihre Gedichte vor.“

Lermontow knöpfte seine Uniform auf, zog ein paar Blätter aus der Brust und las. Schweigend hörte ihm die Fürstin zu. Als er zu Ende war, erhob sie sich und ergriff ihn bei beiden Händen.

„Sie sind ein Genie, Lermontow, Sie brauchen nur etwas — Reclame. Ich will Reclame für Sie machen. — Ich verliebe mich in Sie.“ Schnell entschlossen schlang die schöne Frau die vollen Arme um seinen Hals und küßte ihn leidenschaftlich.

„Sie lieben mich!“ rief Lermontow außer sich vor Entzücken, sich ihr zu Füßen werfend.

„Nur aus Patriotismus, Lermontow,“ entgegnete die Fürstin mit einem schelmischen Lachen: „Rußland braucht ein paar große Dichter.“

Einige Jahre später war Lermontow neben Puschkin Rußlands gefeiertster Dichter; jetzt gehört er der Welt-Literatur an und Deutsche, Franzosen, Briten, Italiener lesen in ihrer Sprache entzückt die Poesien, welche der junge Offizier an jenem denkwürdigen Abend schüchtern der schönsten Frau seines Volkes vorgelesen hatte.

Lectüre für Damen.

Ein elegantes Briefchen wünscht einige kleine Winke über Lectüre für Damen.

Es beginnt, wie die berühmten Briefe der Manon Lescault mit „Mon cher chevalier." Nicht bloß der aristokratische Parfüm, das gewisse anmuthige Gekritzel, sondern vor Allem das Siegel hat die Schreiberin verrathen.

Sind Sie wirklich so naiv, Madame? Oder ist es eine List — wie Paris in der schönen Helena sagt?

Sie gestehen, daß die französischen Romane, mit denen Sie die Leihbibliothek versorgt, Sie zu irritiren, Ihre Nerven abzuspannen, kurz Sie — zu langweilen beginnen. Vortrefflich! Sie haben sich lange mit Handlung, Intriguen, Verwickelungen übersättigt, bis Sie nichts mehr überrascht, nichts anregt, nichts fesselt. O Madame, ich weiß doch etwas, was Sie noch fesseln wird, die — Poesie, etwas, was Sie anregen wird, die — Idee und etwas, was Sie überraschen wird, *die — Einfachheit*. Lassen Sie den Augenblick des

Glückes, der Sie für die vornehmen Schöpfungen der Literatur empfänglich gemacht hat, ja nicht ungenützt vorübergehen und es werden sich Ihnen neue eigenthümliche, nie geahnte Genüsse eröffnen. Vermeiden Sie vor Allem mit eiserner Consequenz jene Romane, deren ganzer Reiz nur in der Handlung besteht. Diese Romane hat kein ganzer, gesunder Mann geschrieben, sondern nur die überreizte Phantasie eines Kranken. Sie wirken daher auch nur auf die Phantasie. Aber wie? Sie befriedigen dieselbe nicht durch farbenprächtige Gegenständlichkeit, durch die scharfen Umrisse wirklichen Lebens, sie hetzen die Phantasie einfach zu Tode. Was aber bieten sie dem Geiste, dem Gemüthe, dem Charakter?

Nichts, Madame, was der Rede werth wäre. Oder noch schlimmer: sie führen Ihr Urtheil irre, sie vergiften Ihr Herz, sie verderben Ihren Charakter.

Auch die Phantasie hat ihre Rechte, und das Interesse an der dramatisch bewegten Handlung ist gewiß ein berechtigtes; aber gerade dieses wird in den bekannten Actionsromanen am wenigsten befriedigt. Tolle Affensprünge sind eben kein ästhetisch schöner Gang.

Madame, Sie wissen gewiß, wie schwer es ist, nur halbwegs anständig zu gehen.

Gustav Freytag läßt seinen Fink von Leonore sagen: „Sie kann sogar gehen."

Es gehört sehr viel dazu, bis man gehen kann. Es ist bei weitem leichter, Kapriolen zu machen oder zu — sitzen. Wie viele Frauen sind reizend im Fauteuil oder der Sophaecke und unausstehlich auf der Straße.

Zwischen diesen beiden Extremen balancirt auch die Dichtung; mir sind aber jene, welche ruhig sitzen bleiben, noch immer bei weitem lieber gewesen, als jene Legion poetischer Akrobaten.

Es ist nichts schwerer, als schön zu gehen. Es ist nichts schwerer, als gut zu erzählen.

Die guten Erzähler sind selten, sagt Hieronymus Lorm, und man soll sie hegen wie ein seltenes Wild.

Ich will Sie mit Einigen bekannt machen.

Gustav Freytag wird Ihnen nicht fremd sein; sein „Soll und Haben" ist ein deutsches Hausbuch geworden; weniger gelesen sind schon Otto Ludwig, Paul Heyse, Storm — und Keller schon ist kaum gekannt, und doch ist der Letztere vielleicht der genialste Erzähler, den die Deutschen besitzen; doch sind „Zwischen Himmel und Erde" von Otto Ludwig, Heyse's „Mädchen von Treppi," „Rabiata," „Grafenschloß," Storm's „Auf der Universität," „Immensee," „Im Schlosse" kleine Kunstwerke. Wer liest noch all' die reizenden *Studien von* A. Stifter: „Die Narrenburg," „Der

Hochwald," „Brigitta," „Abdias," „Der Condor," „Das Haidedorf," durchaus Novellen ersten Ranges.

Es ist recht traurig, in Deutschland berühmt zu sein; man wird in Gold geschnitten, als Classiker zu 5 Silbergroschen verkauft, in Literaturgeschichten und Theegesellschaften wie ein Gott gepriesen und wie ein Gott nur aus der Ferne angebetet.

Wie manches Meisterhafte ist vergessen oder nie in das Volk gedrungen. Brentano's Geschichte von Kaspar und Anna, Kleist's Kohlhaas, der Oberhof in Immermann's Münchhausen, Ekkehard von Scheffel verdienen Ihre liebevolle Aufmerksamkeit.

Auch die französische Literatur hat ihre Meisterwerke, Ich nenne nur Manon Lescault und Merimée's Novellen. Auch die Fanny hat ihre psychologische Wahrheit und poetische Einfachheit, wenn sie auch gerade diesen Vorzügen am wenigsten ihren Erfolg verdankt.

Die Mystères de Paris haben ihre Ausschnitte, wie die Episoden der Wölfin, Rigolette, den Hausmeister Pipelet, welche dem Hofschulzen und der blonden Lisbeth vollkommen ebenbürtig sind. Boz und in noch höherem Grade Thackeray vertreten England in imposanter Weise. Der „Jahrmarkt des Lebens" steht mit seinem humoristischen Pessimismus dem ersten

Erzähler der Gegenwart, dem Russen Ivan Turgenjew, am nächsten.

Turgenjew gehört der Weltliteratur an. England und Frankreich haben ihn noch früher anerkannt, als Deutschland. Heyse nennt ihn den „Meister der Novelle,“ Bodenstedt sagt, er wird von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen. Aus seiner Dichtung grüßt uns der herbe Duft eines Hochwaldes. Versenken Sie sich in seine „drei Begegnungen,“ seine „Erscheinungen,“ „erste Liebe,“ seinen „Faust,“ „Mumu,“ sein „Tagebuch eines Jägers,“ sein „Adelsnest,“ sein „Tagebuch eines Ueberflüssigen,“ seine „Väter und Söhne,“ und Sie werden mir dankbar sein.

Beschränken Sie sich aber nicht auf Romanliteratur, auf Poesie; nehmen Sie zuweilen anregend geschriebene Geschichtswerke, naturwissenschaftliche Darstellungen u. s. w. zur Hand: Macaulay, Mahon, Thiery, Lewis, Vogt, Schleiden, Ulibitschew u. s. w. werden Ihnen nicht weniger Vergnügen machen, als Goethe und Shakespeare, und haben Sie keine gute Lectüre, so setzen Sie sich lieber auf ein feuriges Pferd, schießen Sie mit einer Zimmerpistole, beschäftigen Sie sich mit Ihrer Toilette, und vergessen Sie nicht ganz — Ihr Hauswesen.

Die Deutschen lesen überhaupt zu viel.

Fastnacht.

Die Poesie ist noch nicht gestorben, aber sie verbirgt sich in dieser vernünftigen gesitteten Welt unter tausend verschiedenen Larven, und einmal im Jahre hat sie ihre heilige Nacht, wo sie in Maskenzügen unter Musik und Fackelglanz durch die Straßen schwärmt, die kerzenstrahlenden Säle der Städte herrisch in Besitz nimmt und ihr kurzes Reich mit der Freude theilt und mit der Liebe. Und in jener heiligen Nacht vermummt sich die Liebe, nur um ihr Antlitz offen zeigen zu können; sie redet in allen Zungen und plaudert die süßesten Geheimnisse aus. Sie treibt praktische Philosophie und versucht ihre kühnsten Probleme zu lösen. Sie löst sie alle spielend, nur eines kann sie niemals lösen, das Problem der Treue.

Die Fastnachtsredoute behauptet ihr historisches Recht auf Langeweile. Pomphaft glanzumwallt thront die todbringende Göttin im großen Redoutensaale und jeder eilt ihr sein Opfer zu bringen. Ihre Bekenner wogen auf und ab, elegante Frauen, welche die Man=

tille herabgleiten lassen, um ihre vollen Schultern zu zeigen, hübsche Mädchen mit lebhaften Augen, welche von ihren klugen Müttern an den Meistbietenden verhandelt, d. h. verheirathet werden, blasirte Herren, welche trotz dem Glase, das sie auf der Nase tragen, Schultern und Augen nicht zu bemerken scheinen, Masken, welche sich zu ewigem Stillschweigen verschworen haben, und doch ist das Reich der Langeweile auch hier nur eine beschränkte Monarchie und die Poesie regiert auch da und treibt hier ihr muthwilliges, reizvolles Spiel.

Auch hier versucht die Liebe ihre ewigen Probleme zu lösen und spielt ihre lustigsten Comödien, ihre traurigsten Tragödien vor dem undankbarsten Publikum der Welt, das Augen hat, um nicht zu sehen und Ohren, um nicht zu hören. Aber sie hat ihre Lieblinge, denen sie verstohlen die Hand drückt, denen sie ihre Maske lüftet und welche sie in alle ihre Geheimnisse einweiht, die Lebenden und die Todten steigen an ihrer Hand herauf, Träume der Zukunft und Erinnerungen seltsam geschmückt und verhüllt.

Langsam schwebt das Bild eines schönen Weibes heran, im Hermelin, von dunklen Locken umwallt, die schwarze Sammetlarve vor dem Gesicht.

Die schönste Frau liebte einen jungen Dichter, *ohne Namen, ohne* Stellung, ohne Vermögen, welcher

für sie eine tiefe Leidenschaft gefaßt hatte. Sie verließ ihr Haus um ihm zu folgen und er weihte ihr sein Leben und seine Arbeit. Ihre Liebe reifte sein Talent und machte es schöpferisch, sein Name wurde bald in weiten Kreisen genannt. Ihr Glück schien vollkommen, man haßte, man beneidete sie, und waren sie glücklich?

Seltsames Räthsel der Menschennatur, immer noch zu wünschen, zu hoffen, zu zweifeln. Das Ideal des Dichters war ein starkes, stolzes Weib mit dem grausamen Zug einer Katharina von Rußland und die Geliebte war weich und schwach. Sie war überzeugt von seiner Treue, aber sie zitterte für die Zukunft. Je mehr er sich ihr allein weihte, sagte sie sich immer wieder, um so weniger fand er ja die Gelegenheit, seine Treue zu brechen und immer wieder fragte sie sich, wird er auch die Versuchung bestehen, wenn sie kommt und wann wird sie kommen?

Der Zweifel war quälend. Da kam jene heilige Nacht der Poesie und unerwartet am Abende wünscht sie, der Geliebte möchte sich zerstreuen und die Redoute besuchen; er weigert sich, sie bittet, sie befiehlt und er gehorcht.

Er läßt sich von den Menschenwogen planlos auf- und abtragen, da wenden sich plötzlich zwei vornehme Masken an ihn.

„Nein.“ —

Sie lacht und kehrt ihm verächtlich den Rücken.

Und er folgt ihr doch, aber von Weitem. Er sieht sie mit ihrer Begleiterin in den Wagen steigen und eilt dem Wagen nach. Wie er athemlos die Straßenecke erreicht, sieht er ihn vor dem Hause der Geliebten halten, den Satan, der ihn versucht hat, aus dem Wagen springen.

Er folgt, findet das Thor offen, eilt die Treppe hinauf und schließt die Geliebte in dem Augenblicke in seine Arme, wo sie die Maske abwirft. Sie will zürnen, aber lacht zuletzt, und doch hat diese Nacht Mißtrauen zwischen sie gesäet, das Mißtrauen wächst und wird allmählig größer als die Liebe, und ehe ein Jahr um ist, sind sie geschieden. —

Eine eifersüchtige Frau, deren Gatte als Don Juan bekannt ist, ging gleichfalls verlarvt, in der Absicht, denselben zu entlarven, auf die Redoute. Kaum ist der gute Mann eingetreten, hängt sich eine ziemlich voluminöse Maske wie ein Bleigewicht an seinen Arm und läßt ihn nicht mehr los. Sie läßt alle Mienen der Koketterie springen, der Gemahl bleibt ruhig und gähnt ab und zu; sie flüstert ihm süße Liebesworte zu, er gähnt in noch kürzeren Intervallen; sie will ihm ein *Rendezvous* gewähren, das er gar nicht verlangt, sie

will ihn gleich in ihrem Wagen entführen, er schüttelt nur mit dem Kopfe und gähnt wieder. Erhitzt von der Beredtsamkeit, welche sie entwickelt hat, verlangt sie von ihm ein Eis. Der Barbar lacht aber höhnisch und meint: „Traktiren? fällt mir gar nicht ein.“

Entrüstet gibt ihm die in ihren heiligsten Gefühlen verletzte Maske eine derbe Ohrfeige und reißt ihre Larve vom Gesicht. Es ist die erzürnte Gattin.

„Verräther!“ schreit sie.

„Verräther?“ fragt der Don Juan erstaunt.

„Ja, Verräther!“ ruft sie, hast Du mir nicht eben den unwiderlegbarsten Beweis gegeben, wie gleichgültig, wie reizlos ich Dir bin? Hast Du mir nicht ein Rendezvous, eine Entführung, ja sogar ein Eis verweigert? Baschkir!“ —

Welche von beiden Frauen hat das Problem der Treue gelöst?

Wohlthaten.

Moralisten behaupten, daß jede Wohlthat Früchte trage — „aber spät wie der Nußbaum," fügt der kluge Chinese hinzu. Vielleicht sind die Früchte nicht immer dort zu finden, wo man sie sucht? Vielleicht entziehen sie sich dem Auge, welchem die Schärfe der Beobachtung fehlt.

Wir kennen einen Poeten, dessen Name Redacteuren und Buchhändlern einen gleich großen Schrecken einjagt, dessen Arbeiten sich vorzüglich zu Fidibussen und Papilloten eignen, und auch schon von vielen als vortreffliches Feuerungsmaterial gewürdiget worden sind. Der Mann klagt die Welt, die Menschheit, die Literatur an, vor Allem die Kritik. Er kann nicht durchdringen, behauptet er, weil er keiner Coterie, keiner Clique angehört.

Er gibt sich aber auch wenig Mühe, durchzudringen. Seine literarischen Anstrengungen bestehen größtentheils im Rauchen eines Tschibuks, den er auf einem ziemlich schadhaften Divan ausgestreckt dampft und in der

Abfassung pomphafter Liebesepisteln an eine Medizinin, welche ihm ihr Herz geschenkt hat, dann stürzt er in die Ressource, um dort in allen deutschen und französischen, ja amerikanischen Blättern seinen Namen zu suchen und — nicht zu finden. Am Abende steht er als scharfer Kritiker, stets ein souveränes Lächeln auf den Lippen, unter der Loge einer aristokratischen Dame und kokettirt mit ihrer kostbaren Toilette.

Auf einem Ausfluge wird unser Poet in eine Gesellschaft Touristen hineingeschleudert, unter denen sich eine zwar ältliche, aber feine und gebildete Dame befindet. Sie ist die Besitzerin eines stattlichen Körpers, eines stattlichen Schlosses und eines noch stattlicheren Vermögens, führt an blauer Schnur einen Pintsch, der „lyrisch" winselt, trägt lange Schmachtlocken, einen Hut mit grünem Schleier, ein Armband mit dem Bilde Tasso's, in einer rothsammtenen Tasche Stifters „Hochwald," Macaulay's „Essays" und den — Bädecker — kurz ein vollkommener Blaustrumpf.

Die verwandten Seelen finden sich rasch. Unser Poet trägt in der ersten Viertelstunde den Sonnenschirm, in der zweiten die rothsammtene Tasche, in der dritten den lyrischen Pintsch und zuletzt die stattliche Dame selbst eine Felskuppe hinan.

Das entschied.

Wohlthaten.

Moralisten behaupten, daß jede Wohlthat Früchte trage — „aber spät wie der Nußbaum," fügt der kluge Chinese hinzu. Vielleicht sind die Früchte nicht immer dort zu finden, wo man sie sucht? Vielleicht entziehen sie sich dem Auge, welchem die Schärfe der Beobachtung fehlt.

Wir kennen einen Poeten, dessen Name Redacteuren und Buchhändlern einen gleich großen Schrecken einjagt, dessen Arbeiten sich vorzüglich zu Fidibussen und Papilloten eignen, und auch schon von vielen als vortreffliches Feuerungsmaterial gewürdiget worden sind. Der Mann klagt die Welt, die Menschheit, die Literatur an, vor Allem die Kritik. Er kann nicht durchdringen, behauptet er, weil er keiner Coterie, keiner Clique angehört.

Er gibt sich aber auch wenig Mühe, durchzudringen. Seine literarischen Anstrengungen bestehen größtentheils im Rauchen eines Tschibuks, den er auf einem ziemlich schadhaften Divan ausgestreckt dampft und in der

Abfassung pomphafter Liebesepisteln an eine Modistin, welche ihm ihr Herz geschenkt hat, dann stürzt er in die Ressource, um dort in allen deutschen und französischen, ja amerikanischen Blättern seinen Namen zu suchen und — nicht zu finden. Am Abende steht er als scharfer Kritiker, stets ein souveränes Lächeln auf den Lippen, unter der Loge einer aristokratischen Dame und kokettirt mit ihrer kostbaren Toilette.

Auf einem Ausfluge wird unser Poet in eine Gesellschaft Touristen hineingeschleudert, unter denen sich eine zwar ältliche, aber feine und gebildete Dame befindet. Sie ist die Besitzerin eines stattlichen Körpers, eines stattlichen Schlosses und eines noch stattlicheren Vermögens, führt an blauer Schnur einen Pintsch, der „lyrisch" winselt, trägt lange Schmachtlocken, einen Hut mit grünem Schleier, ein Armband mit dem Bilde Tasso's, in einer rothsammtenen Tasche Stifters „Hochwald," Macaulay's „Essays" und den — Bädecker — kurz ein vollkommener Blaustrumpf.

Die verwandten Seelen finden sich rasch. Unser Poet trägt in der ersten Viertelstunde den Sonnenschirm, in der zweiten die rothsammtene Tasche, in der dritten den lyrischen Pintsch und zuletzt die stattliche Dame selbst eine Felskuppe hinan.

Das entschied.

Unser Poet, welcher eben damit beschäftigt war, eine Abhandlung über angenehme Todesarten zu schreiben und zu dem Resultate gekommen war, daß Cyankali süßer ist als Hunger, befindet sich in diesem Augenblicke sehr wohl. Bei Vollmond genirt ihn etwas das Geheul des lyrischen Pintsches, aber bei Neumond ist die Bestie ganz fromm und macht zu keiner Zeit Gedichte.

Er wohnt in einem gothischen Gemache des stattlichen Schlosses, raucht seinen Tschibuk auf einer prächtigen Ottomane, speist auf Silber und — aber wo bleiben denn da die Früchte der Wohlthat, welche die stattliche Dame „der deutschen Literatur," wie sie zu sagen pflegt, erweist? Der Poet liest ihr die neuesten französischen Demimonde-Romane vor, ersinnt reizende historische Frisuren nnd vorhistorische Toiletten für seine Wohlthäterin und kämmt sogar den lyrischen Pintsch.

„Aber wo bleibt die deutsche Literatur?"

Undankbares Lesepublikum, Dir hat die stattliche Dame die größte Wohlthat erwiesen und Du fragst noch!

Seitdem der Poet auf dem stattlichen Schlosse Poesie dampft, hat er — keine Zeile mehr geschrieben.

Eine andere tragische Geschichte, die eigentlich sehr *lustig ist.* Ein polnischer Emigrant trifft einen Lands-

mann, als dessen fanatischen Freund er sich sofort erklärt. Er bleibt aber nicht bei gewöhnlichen Phrasen stehen, er gibt thatsächliche Beweise seiner Freundschaft, er leiht bereits nach einigen Tagen Geld von seinem Landsmann aus.

Der junge Landsmann hat eine Geliebte, eine jener unglücklichen Frauen, welche Niemand glücklich machen. Vertrauungsvoll führt er den neuen Freund bei ihr ein. Es folgt eine Reihe dramatischer Scenen. Das Ende ist, daß der Emigrant dem Freunde und Landsmann das Geld nicht gibt und die Geliebte dafür nimmt. Wo sind da die Früchte der Wohlthat? Sie kommen spät — aber sie kommen doch. Anfangs ist der Landsmann empört und behandelt den Emigranten — der sich aus Gesundheitsrücksichten nicht duelliren will — mit drastischer Verachtung. Nach einiger Zeit aber fühlt er für ihn etwas wie Dankbarkeit und schickt ihm in die Schweiz — wohin er vor seinen betrogenen Gläubigern entflohen ist — seinen Segen nach.

Ja wo sind denn aber die Früchte der Wohlthat, welche er dem Emigranten erwiesen hat? Die süße Frucht dieser Wohlthat ist, daß er nicht bloß sein Geld, sondern auch seine Geliebte verloren hat.

Der Mann soll sich jetzt noch wohler befinden, als der Poet in dem stattlichen Schlosse mit dem lyrischen Pintsch.

Noch eine Geschichte.

In einer jener modernen Kasernen der Residenz, die man Zinshäuser nennt — wohnt ein junges reizendes Mädchen aus jener Schichte der Gesellschaft, welche Armuth und Elend nur aus Romanen und Zeitungsnotizen kennt.

Sie sitzt im ersten Stocke behaglich am Kaminfeuer und liest in einem Bande mit Goldschnitt, während oben in einer engen kalten Dachstube ein armer Student am Typhus krankt liegt. Der Zufall trägt seinen Namen und sein Schicksal zu dem reizenden Mädchen, das resolut die drei Stockwerke emporsteigt.

Sie findet einen jungen Mann, dessen zartes Benehmen, feine Bildung, dessen bleiches interessantes Gesicht, dessen glühende seelenvolle Augen ihre ganze Theilnahme gefangen nehmen. Hier muß rasch geholfen werden und das allerliebste Mädchen hilft rasch. Sie eilt zu ihren Eltern. In wenig Augenblicken prasselt das Feuer in dem kleinen Ofen, es kommt eine entsprechende Kost, sie selbst läßt es sich nicht nehmen, den jungen Mann zu pflegen, sie verläßt ihn immer

erst spät in der Nacht, wo ihre Zofe wacht. Siegreich bekämpft sie die Krankheit.

Welcher Augenblick, wo der Arzt erklärt, die Gefahr sei vorüber! Es kommt bald der Tag, wo der arme junge Mann auf den Arm seiner reizenden Wohlthäterin gestützt, sein Bett verlassen kann. Aber eine schmerzliche Folge stellt sich ein.

Daß die beiden jungen Leute sich in einander verliebten, versteht sich von selbst — aber eine andere — schmerzlichere.

Die Augen des Genesenen bleiben leidend und erholen sich nur langsam, während unerbittlich die Zeit naht, wo er seine Prüfung zu machen hat.

Das reizende Mädchen weiß auch da Rath. Wo sie nur kann, schlüpft sie die Treppe hinauf in das Dachstübchen, setzt sich mit einem Ernste, der sie unwiderstehlich macht, vor die Pandekten und liest dem armen, seligen Studenten die Paragraphe vor.

O, Du lieber, göttlicher, verliebter Professor! Wenn der erste Ton deiner freundlichen Stimme in der kleinen Dachkammer ertönt, da schwinden die rauchigen Balken, die braunen Ziegel über ihm, Rosen blühen empor und bilden eine duftige Wölbung, kleine bausbackige Engel wiegen sich wie Schmetterlinge auf ihren Zweigen, reiten auf den Tragbalken, schlagen Purzelbäume auf

dem kanonischen Recht und singen im Chore die Paragraphe mit.

Die Prüfung fällt natürlich vortrefflich aus, denn der Fleiß unseres Studenten wie seines Professors ist beispiellos.

Und die Früchte der Wohlthat?

Du frägst noch freundlicher Leser?

Du möchtest wohl Dein Stückchen Hochzeitskuchen knuppern? Nun, da kömmst Du zu spät, aber wenn Du artig bist, sollst Du zur ersten Taufe gebeten werden.

Weihnacht.

Selige Kinderzeit! Wer hat nicht seine Zeit, wo er sich Deiner schämt, Dir, Deinen guten Glauben, Deinen märchenholden Einbildungen, Deinen einfachen Freuden den Rücken kehrt, um stolze Ziele, schimmernde Träume zu verfolgen. Dann steht er im Kampfe des Lebens, auch seine männlichen Ideale verlassen ihn, — aber er hält aus, gepanzert mit Entsagung, er hält der Welt den Schild des Zweifels entgegen und hebt noch immer streitlustig seinen Speer.

Und dann kommt noch eine andere Zeit, wo er wieder einkehrt in sich selbst, wo er sich abwendet von jener Welt, nach deren Glanze ihn die Phantasie einst übermächtig hinzog, wo er sich selbst eine Welt baut zwischen vier Wänden, die er, wenn sie noch so eng sind, doch sein eigen nennt, sein Heim, seine Burg und sein Asyl, und diese Welt bevölkert er dann mit Wesen, die ihm lieb sind, die ihn zu sich ziehen und die er nach sich bildet, mit einem Weibe, das er liebt,

mit Kindern, die er erzieht nach seinem Geiste, nach seinem Gemüthe, nach seinem Willen.

Dann kommt ein Friede über ihn, Gefühle blühen auf, still und freundlich, wie Empfindungen der Kinderzeit und unschuldige heimliche Freuden, Kinderwünsche und Kinderfreuden.

Und Jeder sucht dann ein Band, das ihn mit der Kinderwelt verbindet, das seine Regungen auf diese und die ihren auf sein Leben überträgt.

Und Jeder kennt die Tage, die Zeiten, wo er dieser Welt näher steht und freut sich ihrer herzlich, wie sich Kinder freuen und vor Allem freut er sich der schönen winterlichen Weihnachtszeit.

Die Erde hat sich in ihren Schneepelz eingehüllt, der Tannenwald steht wie ein Wald von Christbäumen da, Schnee und Eiszapfen leuchten wie tausend kleine strahlende Kerzen von seinen Aesten herab; kalt und glänzend spannt sich der Sternenhimmel aus.

Schnee liegt auf den Dächern, in den Straßen der Städte, der Frost malt seine Blumen an die Fenster. Und wie die Nacht hereinbricht, da eilt ein Jeder, seine Werkstatt zu schließen, sein Verkaufsgewölbe, oder er verläßt schneller als sonst seine Schreibstube, seine

Dann sitzt er fröhlich mit den Seinen um den Weihnachtstisch, und auf einmal brennen Tausende kleiner, fröhlicher Kerzen und wieder Tausende; von der Amurmündung bis dorthin, wo die Baraken der Goldgräber stehen, zieht sich ein Flammengürtel um die Erde.

Welches Herz hat nicht einmal gläubig, halb fürchtend, halb hoffnungsvoll vor jener verschlossenen Thüre geklopft, hinter der dann der verheißende Glockenton ruft und ladet, und wenn die Flügel der Thüre auseinander fliegen, dann steht der Christbaum da, kerzenstrahlend, mit Geschenken behangen, dann ist das Christkind mit seinen kleinen Engeln gekommen, und das Fenster ist von selbst aufgesprungen, um es einzulassen mit dem Christbaum.

Und nicht die Kinder allein jauchzen dem grünen strahlenden Baum entgegen.

Der Christbaum ist ein Baum der Freude für Alle, er ist ein Baum der Liebe, denn Liebe schmückt ihn und vergoldet ihn, wie sie uns das ganze Leben vergoldet. Die Liebe des Mannes zum Weibe, die Liebe der Eltern zu den Kindern, die Liebe von Geschwistern, die Neigung redlicher Freunde spricht nirgends deutlicher als in der Weihnacht, wenn der gute Christbaum mancher schüchternen schweigsamen Liebe

seine hundert kleinen Feuerzungen leiht, die für sie sprechen und leuchten und deuten.

Auch Dich, die ich nicht nennen darf, umfängt heute der Friede Deines Hauses, Deine Kinder hängen an Deinem Halse, der Weihnachtstisch glänzt, der Christbaum strahlt von Kerzen, Du theilst Gaben aus und empfängst sie, Du lachst, Dein Herz lacht und Deine Augen lachen wieder so unschuldig, so glücklich, so hoffnungsvoll.

Möge ein Jeder seine glücklichen, fröhlichen Weihnachten haben, immer und immer wieder, und Du Deine unschuldvollen Kinderaugen, aus denen ein stilles tiefes Glück strömt, Glück und Friede.

Leibeigenschaft.

Rußland hat seine Poesie verloren.

Die Wildniß weicht immer mehr nach Asien zurück, sie weicht vor den Arbeitern, welche die eisernen Schienen legen, jene Stangen in den Boden senken, welche bestimmt sind, den elektrischen Strom zu tragen; die Städte nehmen eine andere Physiognomie an, die Kasernen, die Aemter, die Paläste; auch die Landstraßen, die Dörfer, ja sogar die Einkehrhäuser, die guten alten berühmten Einkehrhäuser mit ihren Pfützen bei der Auffahrt, ihren wurmstichigen hölzernen Freitreppen, ihrem klassischen Schmutze. Auch Du bist nicht unvergänglich, Poesie des Schmutzes! Von jener wunderbaren Märchenwelt des alten heiligen Rußlands liegen nur noch die Trümmer herum, ihre frappanten Kontraste verschwimmen in einander, ihre eigenthümlichen Farben erblassen. Der rohe besoffene Offizier mit der ewigen Lunge, der bestechliche Beamte mit dem endlosen

Sacke, die feine hübsche Dame, die mit dem Klavier und der Knute gleich gut umzugehen weiß, der arme schlaue Leibeigene, alle die unsterblichen Typen der russischen Komödie werden bald nur noch in der Literatur und in unserem Gedächtniß leben, wenn wir als Ahnherren an dem warmen Kamine sitzen, um uns ein junges, frisches und freies Geschlecht.

Rußland hat seine Poesie verloren.

Die Leibeigenschaft ist aufgehoben, die große Reform wird bald vollständig durchgeführt, die welthistorische Bewegung abgeschlossen sein. Sie hatte zur Hälfte einen socialen, zur Hälfte einen literarischen Charakter.

Ihr Ausgangspunkt war das Tagebuch eines Jägers von Iwan Turgenjew, den die deutsche Kritik so ehrenvoll den „Shakespeare der Novelle“ getauft hat.

Rußland hat seine Poesie, hat einen guten Theil seiner Eigenthümlichkeit verloren. Wir wollen hoffen, daß dieser gute Theil der schlechte Theil derselben war, wir wollen hoffen, daß jener, der geblieben, das beste an dem russischen Wesen ist. Die Ketten brechen nach einander, der Bauer steht als freier Mann auf freiem Grunde, das alte freie Kosackenthum hebt seine Lanzen. *Die Russen* werden fortan nicht mehr mit Bajonetten

allein in der Weltgeschichte auftreten, die große ost-slavische Welt hat dem Westen, dem Weltleben vieles Neue, vieles Gute, vieles Schöne zu bieten. Nur die Dichter des Westens werden unzufrieden sein. Wohin sollen sie nun ihre grausamen Romane verlegen? Werden sie sammt und sonders nach der Türkei übersiedeln oder nach Indien? Werden sie dort nicht auch durch die russischen Bajonette verjagt werden?

Es lag wahrhaftig eine eigenthümliche Poesie, ein grausamer wollüstiger Reiz in der Leibeigenschaft. Die freiwillige Sklaverei des Liebhabers, des Minneritters, ist ein harmloses, rosabebändertes Schäferspiel, gegen jene wirkliche Sklaverei, die das Gesetz heiligt, in der die blutigen Fäden der Tragödie neben jenen der lustigsten Komödie laufen, welche — wie oft — das Weib dem verliebten Manne, den Mann dem Weibe, das er liebt, auf Gnade und Ungnade überliefert und so oder so den Mann zu dem Sklaven des Weibes macht.

Das pikantere Verhältniß ist offenbar, der Mann leibeigen in der Gewalt des Weibes. Es liegt ein seltsamer Reiz darin, sich dem Weibe, das man liebt, zu unterwerfen, vor ihr zu knieen, ihre Füße zu küssen, ihre Mißhandlungen zu erdulden. O wie vergöttert man die Tyrannin! Aber unheimlich, ja grauenhaft

wird dieser Reiz, wenn das Weib vor Gott und der Welt unumschränkte Herrin ist, wenn ein Zucken ihrer Lippen Peitschenhiebe, ein Zusammenziehen ihrer Brauen Tod bedeuten kann. Wenn es nichts in der Welt gibt, was gegen ihre Laune, gegen den raschen Wechsel ihrer Gunst, gegen ihre herzlose Grausamkeit Schutz und Rettung bieten könnte.

Wer kennt nicht jene verliebte Herrin, welche den Sklaven, der eine andere liebt, zu Tode peitscht.*) Wer kennt nicht die Geschichte von der schönen Witwe in Orel, die den leibeigenen Geliebten von heute, morgen in den Lakeienrock stecken und seinen vornehmen Nachfolger, seinen Nebenbuhler bedienen läßt, jene Geschichte, die mit Mord und Schaffot endet?

Prächtig schildert Puschkin die Herrin „todter Seelen.“

„Auf der Freitreppe steht die Herrin
In kostbarer Jacke von Zobelpelz,
Um den Hals eine blitzende Perlenschnur,
Die Füße mit rothen Pantoffeln geschmückt
Und schlägt die Sklaven, zerzaust ihr Haar.“

Die Frauen machen Sklaven aus uns Allen; wir haben kein Beispiel, daß eine Leibeigene aus ihrem

---

*) Von Faniska Bagdanow in einer pikanten Novelle „Unter der Peitsche“ behandelt.

verliebten Herrn nicht ihren Knecht gemacht hätte; wir haben kein Beispiel, wo ein begünstigter Leibeigener nicht der Sklave seiner Herrin geblieben wäre.

Kennen Sie die reizende Geschichte von Frau von Alexandrow? Ihre Eltern verheiratheten das unerfahrene Mädchen an einen reichen Lieferanten, der ihr bald der verhaßteste Mensch auf Gottes weiter Erde war. Die junge anmuthige Frau begann zu lesen, sich mit Politik, mit Reformen, mit dem Wohle ihrer Leibeigenen zu beschäftigen. Ein Bursche, kaum ein Jahr älter als sie selbst, fällt ihr durch seine edle Gesichtsbildung auf, sie bestimmt ihren Gatten, ihn nach Moskau zu senden und studiren zu lassen.

Zehn Jahre vergehen. Ivan Ivanowitsch Alexandrow ist an einem Hühnerbeinchen erstickt. Aus der siebzehnjährigen, unreifen Frau ist eine schöne, stolze Witwe geworden. Der Bauernbursche kehrt als vollendeter Gentleman zurück. Der schöne hochgebildete Mann fesselt die geistreiche Frau und entflammt in Leidenschaft für sie. Wie er zu ihren Füßen liegt, sie die Arme um seinen Nacken schlingt, der erste Kuß, der nicht enden will, ihre Seelen vereint, da spricht sie plötzlich mit einem feinen Lächeln: „Weißt Du auch, das dies Dein Platz ist, daß Du mein Sklave bist?"

Der Geliebte erbleicht.

„Oder erinnere ich mich schlecht," fährt sie mit grausamen Behagen fort, „wo ist Dein Freibrief?"

Der Geliebte war in der That ihr Sklave.

Frau Alexandrow spekulirte vortrefflich; von ihr abhängig, entfaltete er alle Tugenden, aber nicht eine einzige Untugend eines Gatten und sie lebten wie ein Paar Täubchen in dem süßen kleinen Neste von Kowno.

Ganz anders das Weib als Sklavin des Mannes; dem verliebten Herrn, seiner Laune, seiner Genußsucht überliefert, braucht sie die Waffen des Unterworfenen, die List und die Bestechung, sie rechnet nur mit den Schwächen ihres Herrn und sie rechnet meist richtig.

Die schöne Leibeigene, die den Gebieter durch ihre Reize, ihre Klugheit sich allmälig vollkommen unterwirft, ist ein Typus der russischen Gesellschaft, der Geschichte geworden. Sie entzückte als Katharina I. ihren Besitzer den Fürsten Mentschikow, nur um bei der ersten besten Gelegenheit eine bessere Eroberung zu machen und den Czaar Peter den Großen unter ihren Pantoffel zu bringen und zuletzt den Thron zu besteigen. Ach, wie viele haben diesen kleinen Pantoffel gefühlt, vom Feldmarschall Scheremetew angefangen, bis zu dem Vezier Mehemet Battagi und Karl XII. in jenem denkwürdigen Lager am Pruth.

Wie übermüthig geberdet sich die schöne Leibeigene, wenn sie ihren Herrn einmal am Zügel hat, wie mißhandelt sie dann ihre ganze Umgebung, von dem stolzen Gebieter bis zu dem unterwürfigsten Knecht herab. „Sie muß dann," wie Tuman in Turgenjews Himberwasser so drastisch zu berichten weiß, „das Kostbarste von ganz Europien haben, sie schlägt den Grafen geradezu ins Gesicht. Sie hat ihn rein behext. Sie läßt Einem den Kopf scheeren, weil er ihr Chokolade auf's neue Kleid gegossen hat, und der ist nicht der Einzige, den sie rasiren läßt."

Ja, es ist ein Frauenregiment in Rußland. Ein geistreicher deutscher Etnograph sagt: „Wenn es wahr ist, daß bei der romanischen Race die Geschlechter gleich stehen, bei der germanischen der Mann emporragt, so steht bei der slavischen das Weib über dem Manne."

Die geringe Meinung, die der gemeine Russe vom Weibe hat, ist zum Theil ein Rest der Mongolenherrschaft und fließt anderseits aus seinem angebornen Pessimismus. Köstlich spricht Turgenjews Bauer Tchor diese Anschauung aus.

„Du bist mir ein Sohn,
Mir ein rechter Sohn!
Schlägst ja nicht dein Weib,
Deine junge Frau."

singt die Schwiegermutter im russischen Volkslied — und doch sind wir Slaven alle die Knechte unserer Frauen. Wenn das Weib überhaupt weltkluger und gewandter ist als der Mann, so sind es unsere Frauen ganz besonders, nnd wenn wir durch unser weiches Gemüth ihnen gegenüber schwach sind, so herrschen sie durch ihre Härte, ihre Kaltblütigkeit.

Wenn irgendwo, so wird die Emancipation des Weibes zuerst in Rußland zur Wahrheit werden, und ist sie es nicht jetzt schon zum Theil, und war sie es nicht bereits an jenem merkwürdigen Hofe der zweiten Katharina, wo die schönste Frau den Hermelin der Despotin trug, eine zweite ebenso geniale Frau, die Fürstin Daschkow, Präsident der Akademie der Wissenschaften war, Frau von Mellin das Regiment Tobolsk kommandirte, an ihrem Toilettentisch den Rapport empfing und zu Narwa die Wache aufziehen ließ, wo ferner die Gräfin Soltikow sich mehr als einmal auf dem Schlachtfelde auszeichnete, Jadviga Nivelinsky und Alexandra Nariskin als Offiziere in der Garde dienten.

Die schöne Fürstin Tolstoi war die erste, welcher Kaiser Alexander II. im Hofzirkel die Befreiung der *Leibeigenen* ankündigte.

Als sie dieselbe mit Jubel begrüßte, sprach der Czaar lächelnd: „Sie können leicht lachen, denn wer wäre im Stande, Ihre Sklaven zu befreien!“

Die Leibeigenschaft ist aufgehoben und wir sind doch alle Sklaven.

Es lebe die Poesie!

Der Pantoffel.

Der Pantoffel hat noch eine höhere Bestimmung, als jene, die Füße bequemer Hausväter, ehrlicher Handwerker, ungläubiger Muselmänner und koketter Frauen zu bekleiden; er ist ein Symbol, ein Attribut der Herrschaft, er beugt manchen stolzen Nacken, er leitet Universitäten und Kunstinstitute und regiert große Monarchien.

Im Orient hat er jene komisch-schmerzliche Bedeutung, welche im Occident der Korb in Anspruch nimmt. Der Türke, welcher vor der Thüre seiner Gattin, seiner Sklavin das zierliche Pärchen ihrer Pantoffel aufgepflanzt findet, zieht sich halb ärgerlich, halb beschämt zurück, und wehe ihm, wenn er die Sprache nicht verstehen wollte, welche diese kleinen Kobolde sprechen.

Der Rector einer berühmten Alma mater besaß eine allerliebste kleine Frau, welche sämmtliche vier Fakultäten mit großer Würde dirigirte, natürlich durch *ihren* Gemahl. Durch ihn sprach sie von dem Ka-

theder, am Conferenztische, sie lenkte unsichtbar seine Hand, wenn er Classen und Bescheide schrieb. Und immer schwebte der Pantoffel über dem gelehrten Scheitel, so daß er sich jederzeit etwas zur Erde neigte, um an den Allmächtigen nicht anzustoßen. Ja der Pantoffel verdoppelte, verdreifachte sich, und leuchtete endlich gleich den feurigen Zungen der Apostel über jedem einflußreichen Haupte jener Residenz. Jeder Candidat, der ein Examen zu machen hatte, der ein Amt, eine Lehrkanzel, eine Pfründe suchte, stellte sich endlich mit bebenden schwarzen Frackschößen der reizenden Frau Rectorin vor, und hier wurde das „Schuldig" oder „Nichtschuldig" sofort ganz kategorisch über ihn gesprochen.

Es kam ein Jahr der Empörung und der Tumulte. Der Rector war einer der Ersten, gegen welche sich der Unwille des Volkes entlud. Katzenmusik, Steinwürfe, Gänsemärsche bereiteten seinen Sturz und trieben ihn in das Ausland; aber ihn, der diesen Sturm hervorgerufen hatte, den allmächtigen, unsichtbaren Pantoffel, ihn erreichte kein Steinwurf.

Das Morgenland ist das gelobte Land des Pantoffels, und der größte Sultan desselben, Soliman der Prächtige, hat seine Macht am meisten gefühlt. Roxolana hieß der Pantoffel. Ursprünglich war er

Anastasia Lyßowski getauft. Die Tochter eines ruthenischen Landgeistlichen in Rohatyn im südlichen Galizien kam, von beutemachenden türkischen Nizam entführt, auf den Sklavenmarkt in Stambul. Hier sah sie der Großherr und kaufte sie für sein Harem. Sie hieß hier Roxolana (die Russin). Der große Sultan, welcher mit der halben Welt Krieg führte, sah sie als eine Blume mehr in seinem Lorbeerkranze an, eine Blume, bestimmt, ihm allein zu blühen, zu duften und zu verblühen. Es kam anders. Er hatte ein schönes Weib bezahlt, und ohne es zu wissen, eine große Natur gekauft, einen stolzen Geist, einen Charakter voll Muth, voll Energie. Roxolana war eine jener stolzen üppigen Blondinen, jener Tyranninen, welche so wahnsinnig geliebt werden und so unumschränkt gebieten. So wurde auch Soliman der Sklave seiner Sklavin. Er wollte genießen und begann zu lieben. Wenn er mit einem mächtigen Heere zu einer Eroberung auszog, feindliche Flotten verbrannte, große Königreiche vor ihm in den Staub sanken, Europa dem Halbmond offen schien, da sah man ihn plötzlich abspringen, da faßte ihn im Heerlager auf einmal jene wilde Sehnsucht nach der Geliebten, jenes rührende Heimweh, dann wurden über Nacht die Zelte abgebrochen und er eilte zurück nach dem Süden, die eroberten Fahnen zu den Füßen Ro-

xolana's niederzulegen, mit den erbeuteten Kunstschätzen ihren Palast zu schmücken.

Der Pantoffel wurde allmächtig und grausam, aus seiner Favoritin schwang sich die schöne Russin zu seiner Gemahlin empor. Sie liebte seinen Sohn, und weil er ihre Leidenschaft nicht erwiederte, mußte er zu ihren Füßen sterben. Sie verdächtigte ihn der Verschwörung gegen seinen Vater, und Soliman ließ ihn durch die schwarzen Verschnittenen des Serails erwürgen, während sie hinter einem Vorhang zusah.

Ich kenne einen Pantoffel, der ein Kunstinstitut mit derselben Tyrannei dirigirt, es ist ein stattlicher Pantoffel und nicht ohne Geist. Der arme Director macht viel Spectakel, aber ist am Ende doch nur die Drahtpuppe, welche die Frau Directorin in Bewegung setzt. Sie liest die eingereichten Stücke und entscheidet über die Aufführung.

Ein junger Dichter reicht ein historisches Lustspiel ein, der Director verspricht die Aufführung, aber schiebt sie ins Unendliche hinaus. Eines Tages erscheint der Verfasser wieder in der Theaterkanzlei und der Director erklärt begeistert: „Wissen Sie, daß das ein ganz reizendes Stück ist, welches Sie mir gegeben haben? daß unser berühmter Gast so und so darin spielen muß?" Und in demselben Augenblicke rauscht ein Kleid und

die Frau Directorin steht vor dem glücklichen Poeten. „Ich habe keine Ahnung gehabt, daß Sie der Verfasser dieses Stückes sind,“ ruft sie entzückt,“ ich lese es wie hundert andere und sage meinem Manne: das ist wieder ein feines, geistreiches Lustspiel, das müssen wir geben, und da erfahre ich, daß Sie es sind, der es geschrieben.“ — Und das Stück wird wirklich mit dem berühmten Gaste gegeben, mit Erfolg und macht die Runde über die deutschen Bühnen, und der Schutzengel, der über demselben schwebte, war doch nur ein Pantoffel.

Ein anderer Dichter giebt einer befreundeten Schauspielerin ein Drama zum Benefize. Das kann doch keinen Anstand haben. Es hat aber doch seinen Anstand.

Der Dichter kommt und fragt nach den Motiven.

„Ja eine Scene ist sehr frivol.“

„Welche?“ fragt er bescheiden, „das könnte ja gemildert werden.“

„Gemildert, ganz recht,“ erwiedert der Director noch immer mit Würde.

„Welche Scene ist es also?“

„Die große Scene im dritten Akte,“ entgegnete der Director etwas verlegen.

„Ah! die doch gewiß nicht.“

„Also im vierten." Die Verlegenheit wächst.

„Oder im fünften, ja im fünften."

„Der fünfte ist ja ganz tragisch?"

„Ganz recht, ganz recht," ruft der Director. Die Verlegenheit hat den Culminationspunkt erreicht.

„Ja welche Scene ist es dann, welche Sie so frivol finden?"

„Ja fragen Sie nur meine Frau," platzt der Edle endlich heraus, „die weiß es, die hat es gelesen."

Der Pantoffel vertheilt auch die Rollen, der Pantoffel protegirt und maltraitirt die Mitglieder, der Pantoffel polemisirt mit der Kritik — er ist Alles in Allem, der kunstsinnige Pantoffel.

O, es giebt ästhetische, militärische, medicinische und diplomatische Pantoffel. Der Pantoffel hat Siege auf dem Schlachtfelde erfochten und welthistorische Allianzen geschlossen.

Niemand entgeht ihm, dem allmächtigen Pantoffel, und wer einen Augenblick seine Herrschaft abgeschüttelt hat, der hat es nur gethan, um sie mit dem eines neuen zu vertauschen. La reine est morte, vive la reine!

Der Theaterenthusiast.

Ein Beitrag zur Naturgeschichte des Menschen.

Das Geschlecht genus — der Mensch, homo sapiens, zerfällt in sehr verschiedene Arten, species, und seltsame Abarten. Die wunderlichste derselben dürfte die species der Theaterenthusiast — homo theatralis enthusiasticus — sein, welche wieder ihre sehr zahlreichen und sehr verschiedenen Abarten vom hohen Verehrer berühmter Künstlerinnen bis zum gemeinen Claqueur hinab hat.

Die vornehmste derselben ist der Theatermäcen, homo theatralis Maecenas. Sein Hauptmerkmal ist Geld. Er ist daher gewöhnlich ein Plutokrat, ein Aristokrat, ja nicht selten glänzt ein kleiner souverainer Heiligenschein um sein Haupt. Sein Enthusiasmus ist eigentlich sehr praktisch und läßt sich, da er seine Gefühle zum Theil in Bouquets, Kleidern, Juwelen, kostbarem Pelzwerk, zum Theil baar ausspricht, sehr genau taxiren. Er schwärmt für Künstler, jedoch noch *in weit höherem* Grade für Künstlerinnen. Seine

Schwärmerei entspringt zwar aus Eitelkeit, hat jedoch in ihrem weiblichen Theile ein ganz reelles Relief. Freilich darf er kein Idealist sein und um so weniger, je mehr er meist eingebildete Genüsse bezahlt, denn während er behäbig auf der Haupttreppe das Hotel seiner Angebeteten verläßt, wird durch die kleine Tapete heimlich der glückliche Nebenbuhler eingelassen, ein junger Student oder Künstler, dessen Säcke leer sind, dessen Herz aber ein so volles ist, der wahnsinnig verliebt ist und wahnsinnig geliebt wird.

Man braucht nicht eben zu heirathen, um mit dem berüchtigten lächerlichen Kainzeichen herumzugehen.

Armer Mäcen! es geht Dir ganz übel, wenn Du Deine Danaë mit einem Goldregen überschüttest, und erst dann, wenn Du kargst.

Ein kleiner deutscher Fürst spielte zugleich den „Don Juan" und den „Geizigen," und es geschah ihm, daß sein Sekretair ihm den Rang ablief und der Souverain mehr als einmal abgewiesen wurde, wenn sein Vertrauter mit der eben angebeteten Künstlerin ein Bacchanal feierte. Armer Fürst, und noch ärmer Deine schönen Berühmtheiten, wenn Du Opern componirst, in denen sie singen, und Stücke schreibst, in denen sie spielen müssen.

Du hast eine einzige Frau gefunden, welche Deine Blicke nicht verstanden, Deine Huldigungen überhört hat, Du hassest jetzt diese Frau, denn es ist die einzige, welche Du achtest, die einzige, welche Du vielleicht geliebt hast.

Eine von der Natur besonders begünstigte Abart ist der Theater-Don-Juan — homo theatralis Don Juan. Er ist der praktischeste unter den Theaterenthusiasten und arbeitet zugleich am billigsten und mit dem größten Vortheil. Er hat keine Illusionen über das Theater und seine Prinzessinnen, aber die tolle Wirthschaft zieht ihn an, und er läßt sich von ihren Wellen tragen wie Faust und Mephistopheles in der Walpurgisnacht. Er ist unerschöpflich in kleinen Gefälligkeiten aber jede derselben ist ein Wechsel, der auf Sicht gezahlt werden muß und — das ist die Hauptsache — gezahlt wird; er macht keinen Anspruch auf Treue, denn er ist selbst treulos und Thränen rühren ihn nur auf dem Theater. Hinter den Coulissen ist er Philosoph. Er kennt „die Art, mit Hexen umzugehen.“ Alle Damen des Theaters beten ihn an, denn er behandelt sie von oben herab; er kennt ihre Geheimnisse, ihre ungezahlten Rechnungen, er besorgt ihre Liebesbriefe und tritt als Friedensrichter bei ihren *Streitigkeiten* auf. Ihm wird Niemand einen falschen

Theaterhermelin für einen echten Königspelz ausgeben. Glücklicher Don Juan, Dein Leben gleicht einem Spaziergange auf einer Wiese, Du pflückest jede Blume und wirfst jede weg, sobald sie Dir nicht mehr gefällt, Du vergissest sogar ihren Namen und ziehst trillernd weiter, Du glücklicher, lachender Philosoph.

Der Theaterkritiker — homo theatralis criticus — ist eine ganz eigenthümliche Abart des homo theatralis enthusiasticus. Er ist gewöhnlich ein resignirter Idealist. Er hat den Schönen, die sich libellenhaft auf Männerherzen wie auf Blumen wiegen, seine junge Begeisterung entgegengetragen, manche Stahlfeder für sie im literarischen Turnier gebrochen, und hat endlich mit Tinte bespritzt den Kampfplatz verlassen, um über die zaubermächtigen Hexen der Bühnenwelt zu Gericht zu sitzen, er foltert sie und verbrennt sie nicht selten auf dem kritischen Scheiterhaufen nur deshalb, weil er so komisch war, sie einige Zeit anzubeten.

Ich habe einen Freund in der Kaiserstadt an der Donau, welcher stets mit der Photographie einer Schauspielerin, stets mit einem neuen Ideal spazieren geht, und zu Mittag speist.

Ich lege meine Hand in das Feuer, wenn seine Lippen je die Lippen einer Schauspielerin berührt

haben. Er schwärmt nur. Er geht förmlich auf Entdeckungsreisen aus und findet er ein junges Talent, das gut gewachsen ist und einen hübschen Schnitt des Gesichtes hat, so ist das jedesmal das Ideal, das er bisher vergebens gesucht hat; er ist unerschöpflich und erfinderisch, dasselbe zu protegiren und sich für dasselbe lächerlich zu machen, und hat er sie poussirt und kommt die Zeit, wo das arme Mädchen ihm jauchzend den ersten Zobelpelz, die ersten Diamanten zeigt, zieht er sich still zurück und sucht ein neues Ideal.

Ein sonderbarer Schwärmer ist auch der Theaterdichter — homo theatralis poëta — er lebt in der süßen Einbildung, daß Künstler und Künstlerinnen der Kunst wegen da seien und ahnt nicht, daß Kassarapporte, Diamanten und Equipagen, Bändchen im Knopfloch und fürstliche Couverts höhere Zwecke sind, als klassische Rollen und neue dramatische Probleme. Wenn seine reine Begeisterung langweilt, und man seine Stücke „mit Bedauern" abweist, ihn nicht mehr empfängt, beginnt er wirklich an das traurige Epigonenthum zu glauben, an seinem Talente zu zweifeln und überschätzt sich eben so sehr, wenn er das Glück hat, einer geistreichen Schauspielerin zu gefallen, und seine Stücke deshalb zur Aufführung kommen. Und doch *hat sein Enthusiasmus* noch die meiste Berechtigung, er

findet vielleicht ein großes Herz, das sich gleich dem seinen zuerst mit voller Liebe der Bühne hingegeben, dann stolz gegen die Welt des falschen Hermelins abgeschlossen und rein erhalten hat, ein Herz das von dem Lichte seiner Begeisterung berührt, noch einmal empor lodert; welches Glück ist dann dem seinen zu vergleichen?

Der eigentliche Theater-Enthusiast ist ein gutmüthiges, harmloses Wesen, das sein Leben vor der Rampe abspielt und sich einen Gott dünkt, wenn er einmal hinter die Coulissen blicken kann. Ich kannte einen in Prag, der trotz seines großen schwarzen Vollbartes der beste Kerl von der Welt war, sein Herz war stets mit Idealismus, sein Sack mit Geld gefüllt. Schauspieler und Schauspielerinnen waren für ihn höhere Wesen, Olympierinnen, die auf die gemeine Erde herabsteigen durften, um straflos gegen alle socialen Anschauungen zu verstoßen. Man mußte ihn einmal sehen, wenn er in seiner Loge saß, unruhig auf seinem Sessel balancirte und bei gewissen Effekten sich nicht begnügen konnte, mit den Händen zu applaudiren, sondern eine ganze Skala von Empfindungsworten, ein ganzes Register von Ausrufungen erschöpfte. Ah! — Göttlich! — Oh! — Charmant! — Himmlisch! — Wunderbar! —

Man mußte ihn sehen, wenn er eine Landpartie arrangirt, hatte und während die andern Cavaliere bei den Damen saßen, stolz vom Bocke des ersten Wagens auf seine Olympierinnen herabblickte, wie er auf die Tugend jeder Theaterdame schwor, wie er, mit Mantillen, Hüten, Sonnenschirmen, Shawls beladen, als Packesel nachkeuchte, während die lustigen Pärchen leicht und sorglos vorauseilten und den Champagner tranken, den er bezahlte. Wie stolz war er auf seine Autographen, seine Sammlung von Künstlerportraits. Wie selig, wenn er einmal ein paar Zeilen von sich in einem zweifelhaften Theaterblatte las. Wie geschickt hatte er sich hinter einem räthselhaften Namen verborgen, und wie erfinderisch war er, jedem das süße Geheimniß zu verrathen.

Diese Gattung hat Poesie. Als die reizende russische Tänzerin Nadejda Bagdanow auf einer polnischen Poststation in den Schnee treten sollte, warfen die anwesenden Edelleute ihre Schoppenpelze auf den Boden und bildeten eine Passage, auf der sie lächelnd vom Wagentritt bis zur Schwelle des Stationshauses schwebte. In Petersburg kam ein ähnlicher Enthusiast zu der schönen Nadejda, überreichte ihr ein Paar prachtvolle Ohrgehänge und warf sich dann mit dem Antlitz zur Erde vor ihr nieder.

„Um Gotteswillen, mein Herr, stehen Sie auf!“

„Nicht früher, als bis Sie mir eine Gnade gewähren.“

„Was wünschen Sie also, mein Herr?“

„Ich bitte Sie, mich nur ein einziges Mal mit diesem Fuße, der so überirdische Pirouetten schlägt, zu — treten.“

Fräulein Bagdanow gab ihm lächelnd den erbetenen Fußtritt, und er prahlt noch heute mit dieser Gunst.

Die niederste Abart des Theater-Enthusiasten ist der Theater-Claqueur — homo theatralis aplaudens — er ist der Landsknecht des Theaters, der meist nur für ein paar gute Cigarren, ein kleines Souper, zuweilen auch gegen bestimmten Sold unter die Fahne einer theatralischen Partei tritt und ihre Schlachten ausficht; er hat Charakter, so lange er gezahlt wird und revoltirt wie ein Landsknecht, wenn man ihm den Sold schuldig bleibt. Er schreit seine donnernden Fora's und Bravo's, bei denen nervöse Damen zusammenzucken; er wirft Kränze und Gedichte, er ist die lebendige Satyre auf den Bühnen-Idealismus, die Karrikatur des Theaterenthusiasten.

Typen des Theaters.

Wenn Beruf, Beschäftigung, Gewerbe dem Menschen ein ganz bestimmtes charakteristisches Gepräge geben, so geschieht dies nirgends auffallender, als in der Welt der Bühne.

Diese phantastische Welt ist von der wirklichen durch die Rampe nicht so strenge geschieden, als man glaubt.

Bestimmte Rollenkreise drücken den Darstellern derselben auch ganz bestimmte Charaktere auf, und um so schärfer, um so ausdrücklicher, je mehr es dem Darsteller gegeben ist, in den Gestalten aufzugehen, die er täglich schafft. Schlechte Bösewichter können gute Familienväter, gute Komiker die traurigsten Menschen von der Welt sein; aber je höher der Schauspieler steht, je mehr er — sei es sein Temperament, sein Wesen seinen Rollen entgegenbringt, oder je mehr er die geistige Kraft besitzt, sich in dieselben zu vertiefen, um so mehr wird er mit den Charakteren, welche er spielt, verwandt und endlich vollends identisch werden.

Die Heldin der Bühne ist gewiß auch jederzeit eine Löwin der Gesellschaft. Ihre imposante Gestalt, ihre schön modellirte Büste, ihr stolzes Haupt geben ihr auch im Leben eine gewisse Majestät. Sie hat Haltung, aristokratische Manieren, sie versteht die Kunst der Toilette auf und außer der Bühne. Wenn sie in ihrem Pelzmantel durch die Straßen geht, macht sie den Eindruck einer Fürstin. Sie trägt auch außer der Bühne den Hermelin und versteht ihn in der Loge, auf dem Balle prächtig über die üppigen Schultern gleiten zu lassen. Sie liebt wie Elisabeth und Deborah und unterzeichnet mit fester Hand das Todesurtheil eines Anbeters. Wehe aber dem, der sie verletzt, der sie täuscht, sie kehrt dann das Dämonische ihrer Natur heraus, sie wird zur Rachegöttin, sie ruht nicht eher, als bis sie den Fuß auf den Nacken des besiegten Feindes setzen kann. Wehe dem Dichter, der ihr eine undankbare Rolle schreibt; wehe dem Kritiker, der nicht anbetend vor ihr kniet.

Wie graziös hebt sich von ihrem königlichen Wesen die muntere kleine naive Liebhaberin, der Kobold der Bühne ab. Immer guter Laune, immer naschend, immer verliebt, hüpft sie durch das Leben. Sie macht Niemand unglücklich und wird von Niemandem unglücklich gemacht. Wie schnell sie verzeihen

und vergessen kann! Ihre Toilette hat wie ihr ganzes Wesen stets etwas Originelles, etwas Drolliges. Sie lacht immer, aber bei Gott nicht um ihre schönen kleinen Zähne zu zeigen; sie ließt Kritiken nur dann, wenn man ihr sagt, daß sie gelobt wird, sie giebt sich gar keine Mühe, Jemanden zu gefallen, denn sie gefällt ohnehin Jedem. Wie liebenswürdig sie ist. Man verzeiht ihr Alles; „Alles verstehen, heißt Alles verzeihen," sagt Moleschott, und man versteht sie so leicht. Sie hat ihre kleinen Mucken, reitet gerne wilde Pferde, schießt mit einem kleinen Revolver oder führt immer Knallkügelchen im Sacke, welche sie den Leuten auf die Köpfe wirft, oder sie gleitet in pelzbesetzter Basquine auf kleinem Schlittschuh über die Eisdecke im Stadtparke.

Ein ernsthafterer Dämon ist der Intriguant. Er hält wie der Teufel viel auf eine tadellose Toilette, doch seine engen Schuhe verbergen nur mit Mühe den Pferdefuß. Er mag finster und despotisch wie König Philipp, mit der vornehmen Grazie eines Marinelli, mit der sentimentalen Gleißnerei eines Tartüffe auftreten: er ist im Grunde immer nur Mephistopheles. Er weiß seine Rolle überall zu spielen: im Studirzimmer des Gelehrten, in Auerbach's Keller, bei Frau Martha Schwerdtlein, wie in der Walpurgisnacht.

Er hat etwas Bezauberndes in seinem Wesen und nur dem guten Gretchen ist er „in tiefinnerer Seele verhaßt." In seinen Händen laufen alle Intriguen des Theaters zusammen, er läßt seine Fäden unaufhörlich zwischen Director und Collegen, Kritikern und Publikum spielen, und schlägt seine Stunde, so endet er großartig wie Richard der Dritte. „Ein Pferd! ein Pferd! ein Königreich für ein Pferd!"

Gewöhnlich protegirt er etwas den Salonliebhaber, seinen Sohn und Neffen, seinen Faust und Don Cäsar, dem er das Herz mancher stolzen Diana besiegen hilft. Der Salonliebhaber ist der „schöne Mann" par excellence, der Mann des neuesten Fracks, der feinen Manschetten, des gekräuselten Haares, der „Freund der Frauen." Er zieht immer zufällig mit seinen ungezahlten Schneiderrechnungen parfümirte Briefchen aus der Tasche und versteht es dann, bewußt zu lächeln. Er ist der Mann der vielen Blicke. Niemand kommt ihm hier an Nuancen gleich, von dem eisigen Vampyrblicke, den er auf blasirte Damen heftet, bis zu dem feuchten sentimentalen Auge, mit dem er sechszehnjährige Mädchen regalirt.

Der kostbarste Typus der Bühnenwelt ist der Komiker. Er spielt entweder sich selbst auf dem Theater und ist dann außer der Bühne der Liebling

des Volkes, der Witzfabrikant en gros einer Stadt, einer Residenz, ja eines ganzen großen Staates, oder es ist wirklicher Humor in ihm, der sich aus einem ernsthaften Naturell, aus einer düstern Weltanschauung in seiner Kunstwelt vernichtend erhebt und Leute, die mit ihm „ihren Spaß" haben wollen, finden nur Gelegenheit, tiefsinnige Debatten über Unsterblichkeit, Materialismus, Emancipation des Weibes, Freiheit der „Presse" und Feldzugspläne mit ihm zu führen.

Um diese Hauptcharaktere der Bühnenwelt gruppiren sich all die anderen: der Held, der immer in Ritterstiefeln durch die Straßen schreitet und seinen Mantel so malerisch zu drapiren weiß, die sentimentale Liebhaberin, welche die Herzen der Zuhörer auch außer dem Theater lebhaft zu rühren versteht, bis zu dem Statisten herab, der lebendigen Decoration der Bühnen- und Maschinenwelt. Sucht ihn auf, wann Ihr wollt, Ihr werdet einen „stillen Mann" an ihm finden!

Die kleine Mama.

Draußen hat der Winter Straßen und Gärten in eine weiße Schneedecke gehüllt. In einem kleinen stockhohen, aber vornehmen Hause, im warmen duftigen Boudoir liegt eine blaße interessante Frau nachlässig in einem Sammetfauteuil und überfliegt die Seiten eines französischen Romans. Zu ihren Füßen sitzt auf einem Schemmel ein kleines, allerliebstes Mädchen mit blonden Cherubimlocken. Der Vater, der Gemahl der blassen Frau, ist ein vielbeschäftigter Mann, er bekleidet ein hohes Staatsamt. Vormittag ist er in seinem Bureau, er kommt nach Hause, um mit den Seinen zu speisen, dann liest er die Zeitungen und geht in das Casino, um sein Spiel zu machen, kehrt nur zurück, um seine Kleider zu wechseln und tief in der Nacht aus einer Soiree oder etwas früher aus dem Theater heimzukommen.

Die blasse Frau nimmt an seinen Unterhaltungen nicht Theil. So sind die Beiden meist allein. Und doch nicht. Es sind die Gestalten bei Ihnen, die aus

ihren Büchern steigen, halbverwitterte Männer und Frauen vergangener Zeiten, fremdartige Erscheinungen aus fernen Ländern, und dann die Puppen. Die sitzen um das Kind auf kleinen rothen Divans und Stühlen und leisten ihnen Gesellschaft. Da ist Rosa, die immer wie ihre duftige Namensschwester in zarte Rosahüllen gekleidet ist, Fanny, eine langweilige Puppenschönheit mit großen glanzlosen Glasaugen und einer tadellosen Nase, Mignon, ein vorwitziger lustiger Tockenkopf mit krausem Haar und niedlichen kleinen Händen und dann einige andere, die in Federhüten und Shawls zu Besuche da sind.

Die blaße Frau hat kein anderes Kind, als die kleine Isabella, sie hat auch wenig sonst auf der Welt, ihr ganzes Leben verzweigt sich immer mehr und mehr mit dem Leben des Kindes, sie erzieht es wie die Braut eines Poeten, besser als man Königskinder erzieht. Eine Französin ist im Hause, Lehrer kommen, ernste, unterrichtete Männer, aber das Beste thut die Mutter selbst.

Auch jetzt blickt sie aus dem Buche immer wieder auf die Kleine und lächelt ihr zu. Diese unterbricht auf einmal ihr Gespräch mit den Puppen, schlingt die kleinen Arme um die Mutter und verbirgt ihr Köpfchen an ihrer Brust.

„Was willst Du, Bella?“ Die Kleine bleibt stille.

„Ich kenne Dich, Du willst Etwas.“

„Ich will zu Hause bleiben.“

„Du willst nicht mit der Madame promeniren?“

„Nein Mama!“

„Und warum nicht?“

„Weil ich die armen Kinder sehe, wie sie frieren in ihren dünnen Röckchen und nichts zu essen haben, und dann — haben sie auch keine Handschuhe. Dann schäm' ich mich, daß ich —“ wieder sank das blonde Köpfchen an die Brust der Mutter.

„Die Kinder sind es gewöhnt,“ sprach die Mutter, „und verlangen sich's nicht besser, das ist noch nicht das Traurigste, aber daß sie zur Noth in eine Schule gehen und nicht viel mehr lernen als kümmerlich lesen und ihren Namen schreiben, und oft das nicht einmal, das ist traurig.“

„Und ich lerne so viel,“ erwiederte die Kleine.

Die Mutter fragte nicht weiter, packte ihren Engel in Mantel und Pelz und schickte ihn mit der Französin an die Luft. Als sie nach Hause kamen, da standen in der Flur die Kinder des armen Flickschusters, die frischen Gesichter von der Kälte geröthet und umringten die vornehme Puppe.

„Da habt Ihr Kuchen,“ sprach die Kleine, „damit Ihr nicht hungrig seid.“

„O! Du hast es gut, Fräulein Bella,“ sagte das Kind des Flickschusters.

„Du hast einen schönen Pelz, Du kannst nicht frieren.“

„Und die guten Kuchen,“ fügte das zweite Mädchen hinzu.

Der Knabe, ein trotziger Bursch, kaum ein Jahr älter als die kleine Dame, stand seitwärts, die Hände auf dem Rücken.

„Das ist nicht das Beste, was ich habe,“ entgegnete Bella, „aber ich lerne Alles kennen, die Erde, die rund ist, und fünf Welttheile hat, die Thiere, die Pflanzen, die Sterne und fremde Länder, und was in alten Zeiten war, und das ist traurig, daß Ihr das nicht lernen könnt.“

„Da hast Du Recht,“ sprach der Knabe plötzlich und seine Augen leuchteten seltsam. „Das ist traurig. Alles Andere ist nichts werth.“

„Möchtest Du lernen, Georg?“ sprach Bella wichtig. Georg zuckte die Achseln.

„Wir auch! wir auch!“ schrieen die Mädchen.

„Lehrer kann ich Euch keinen halten,“ erwiederte die Kleine, „das kostet viel Geld und ich habe kein Geld und bis ich welches habe, seid Ihr groß geworden,

dann ist es zu spät. Aber ich will Euch selbst Alles lehren."

„Du willst das," sprach der Knabe und sah die vornehme Kleine fest an.

„Meine Mama ist gut, sie wird es erlauben. Aber wenn ich Euch Alles lehre, müßt Ihr mir auch gehorchen uud still sein und fleißig. Wollt Ihr das?"

„Ja," schrieen die armen Mädchen.

„Wirst Du mir auch gehorchen, Georg," fragte die Kleine.

„Ja," sprach der Knabe und blickte dabei auf den Boden.

Bella eilte zu ihrer Mutter empor und trug ihr die große Angelegenheit mit dem größten Ungestüm vor, während ihr Muff dahin und Kapuchon dorthin flog.

Die blaße Frau willigte ein und der Unterricht begann.

Die fremden Kinder kamen Abend für Abend in ihren besten Kleidern zu derselben Stunde, mit ihren Schreibheften und Federn und der blonde Lockenkopf ertheilte ihnen mit dem Ernste eines alten Professors den Unterricht. Ja das kleine Lineal kam nicht aus ihrer Hand und jedesmal, wenn Georg eine seiner Schwestern zwickte oder stieß, schlug ihm die Kleine

scharf auf die Finger. Dann wurde er gewöhnlich roth, aber sprach kein Wort. Respektvoll nannten die Kinder Bella stets nur „Mama.“ Sie lernten erst ordentlich lesen und schreiben, dann kam Bella mit dem Globus und erzählte ihnen von Alexander und Julius Cäsar, und Alles merkten sie und lernten sie gut, aber was die Phantasie des Knaben am meisten gefangen nahm, das waren die großen Seefahrer und Entdecker, das war die Kunde von fremden Ländern und Welttheilen. Da lieh ihm die kleine Mama noch die Bücher vom Columbus und Kortez, Pizarro und Robinson. Und je größer er wurde, um so mächtiger wurde die Sehnsucht nach dieser märchenhaften Welt, die nicht allein in seiner Phantasie bestand. Die kleine Mama hatte bald Noth, ihren widerspänstigen Schüler im Zaume zu halten, aber sie selbst wuchs empor und ihr Auge wirkte bald mehr als das Lineal.

Eines Tages hatte der Bursche an einen Onkel in Wien geschrieben und jetzt kam die Antwort, er solle zu ihm kommen. Der Onkel war ein Kaufmann.

„Ich will erst nach Wien,“ sprach Georg, „und dann nach Amerika.“ Das stand fest bei ihm.

Es war ein schwerer Abschied. Unten bei den Eltern und Geschwistern und oben. Die Kleine weinte und Georg weinte auch. Er sah ganz stattlich aus

mit dem kleinen Tornister auf dem Rücken und dem eisenbeschlagenen Stocke. Endlich faßte er die kleinen zitternden Hände des Mädchens und küßte sie herzhaft auf den Mund. Bella wurde purpurroth, aber sie strafte ihn nicht, ja sie ging noch mit ihm, die Treppe hinab, die Straße entlang bis zur Ecke.

„Ich komme wieder aus Amerika," sprach der Bursche.

„Gott sei mit Dir!"

„Und mit Dir!"

Damit trennten sie sich. — —

Zwei Jahre vergingen; Georg schrieb von Zeit zu Zeit. Auf einmal blieben die Briefe aus. Dann kam einer aus Amerika und dann keiner mehr.

Bella hatte sich indeß zu einer blühenden Jungfrau entfaltet, Schönheit, Geist, Bildung umgaben sie mit einem dreifachen Strahlenkranze; aber es kam auch eine schwere Zeit, und Schmerz, Sorge, Noth drohten die duftigen Wangen zu bleichen.

Ihr Vater war gestorben; das Vermögen ihrer Mutter war in seinen Zerstreuungen aufgegangen. Da standen nun die beiden verwöhnten Frauen allein in der Welt, mit der kleinen Pension der Mutter. Aber Bella half sich rasch, sie bezogen eine kleine Wohnung, richteten ihren Haushalt auf das Sparsamste ein und

sie begann für Geld zu arbeiten, zu sticken, zu nähen, Kleider zu machen; sie hatte auch das gelernt. Sie gab außerdem noch Stunden.

Aber es kam noch schlimmer.

Eines Tages lag die bleiche Frau auf der Bahre. Nun traten Sorge und Noth an das gute Mädchen heran; aber sie trotzte ihnen standhaft wie der Versuchung, die ihrer Schönheit Schlingen legte. Sie saß in ihrer Dachstube und nähte an dem kleinen Tische, während der goldgelbe Kanarienvogel auf dem Fenster ihr seine süßesten Lieder zusang und ein kleiner Resedastrauch sie mit Duft umgab, und sie sang bei der Arbeit, nur wenn sie an ihre Mutter dachte, an ihren Vater, füllten sich ihre Augen mit Thränen.

Und manchmal dachte sie auch an den Georg über dem Ocean.

Ob er wohl todt war?

Und heute stand sein Bild wieder so voll, so kräftig, jugendfrisch vor ihrer Seele und sie legte einen Augenblick die Arbeit hin und sang nicht mehr.

Da ging die Thüre auf und ein großer Mann mit gebräuntem Antlitz und schönen guten Augen trat in die Stube und sprach kein Wort, aber öffnete seine Arme und weinte.

Und sie schrie auf und lag an seiner Brust.

„Ich bin gekommen,“ sprach Georg, „wie ich Dir es gesagt habe, beim Abschied, und nur um Dich bin ich gekommen. Mein Haus ist angesehen über dem Meere. Ich hole mir mein Weib.“

Ein Charakterkopf aus der Bühnenwelt.

Anna Versing-Hauptmann, neben Fanny Janauscheck und Clara Ziegler jetzt die bedeutendste Darstellerin hochtragischer Charaktere, als Repräsentantin vornehm eleganter, geistreich graziöser Frauengestalten ohne Rivalin, ist in Prag geboren und für die Bühne gebildet. Sie erhielt zugleich früh jene feine und sorgfältige Erziehung, welche sie im Leben wie auf der Bühne zu dem Musterbilde einer Dame, einer Geistes-Aristokratin vom reinsten Wasser gemacht hat.

Sie debütirte 1851 in Olmütz und gleich darauf in Prag mit seltenem Glücke. Hier war man auf das erste Auftreten des fünfzehnjährigen Mädchens, das als die erste Schönheit der Moldaustadt galt, auf das Höchste gespannt.

Es lag aber auch ein eigenthümlicher Zauber in der Erscheinung dieser jungen Debutantin.

Talent und Natur, Kunst und Wesen waren noch eins, eines lag in dem andern, jedes durchdrang das *andere mit* wunderbarer Kraft und Schönheit. Das

reinste Bild einer stolz entwickelten Jungfrau stand sie auf den schmutzigen Bretern, welche die Welt bedeuten, eine hohe, schlanke Gestalt, ein edler Kopf mit fein geschnittenem Profil, wunderbaren blauen Augen, mit aller Frische, herzensreiner munterer Jugend geschmückt, von üppigen braunen Locken eingerahmt.

Sie feierte als „Königin von 16 Jahren,“ „Kätchen von Heilbronn“ seltene Triumphe, und wurde sofort nach Brünn engagirt, wo sie zwei Jahre durch ihr Talent und ihr tadelloses Benehmen der Liebling des Publikums war.

Hier näherte sich ihr der Buchhändler Hauptmann, ein ehrenhafter, tüchtig gebildeter Mann. Sie lehnte Engagements an das Burgtheater und Hoftheater zu Hannover ab, reichte ihm ihre Hand, verließ die Bühne und lebte Jahre nur ihrer Familie; doch immer mächtiger wurde die Sehnsucht nach der Kunst und führte sie 1859 zum Theater zurück.

Sie gastirte in Frankfurt a. M., Breslau, Wien, Pest, Prag, Berlin, Magdeburg, Leipzig, Lemberg, Frankfurt, Graz, Brünn, Coburg mit einem außerordentlichen Erfolge, beinahe jedesmal bei geräumten Orchester. Bei ihrem Gastspiele am Burgtheater wurde sie z. B. als „Jungfrau von Orleans“ elfmal gerufen.

Ihre vorzüglichsten Rollen aus jener Zeit waren die „Philipine Welser,“ „Maria Stuart,“ „Julia,“ „Die schöne Müllerin,“ „Donna Diana,“ „Mirandolina,“ „Gretchen“ in „Faust.“

Aus dem reizenden Mädchen war eine schöne Frau geworden, deren Erscheinung nicht minder bestechend wirkte.

„Ein Bouquet von Sonnenstrahlen
Ist Dein holdes Angesicht,
Jedes Lächeln Deines Mundes
Ist ein blühendes Gedicht;“

sang ihr damals Oettinger zu.

Aus Rücksicht für ihre Familie nahm Frau Bersing-Hauptmann hierauf ein Engagement an dem Hoftheater zu Coburg an. Hier spielte sie zuerst die „Pietra“ vor Mosenthal's Augen, welcher sie heute noch als die beste Darstellerin diese recht tragischen, leidenschaftsvollen Rolle bezeichnet. Im Winter 1864 benützte sie einen längern Urlaub zu einem Gastspiele in Petersburg. Die Lorbeeren, welche sie hier erntete, machten ihr die für ihr Talent kleine Stellung in Coburg vollends unleidlich. Sie löste ihr lebenslängliches Engagement, um sich gleich Fräulein Janauscheck und Dawison der deutschen Bühne im Großen zu weihen. Gegenwärtig lebt und wirkt sie in Prag.

Frau Versing-Hauptmann steht in ihrer Darstellung jenem farblosen Idealismus der classischen Periode ebenso ferne, als dem nackten Realismus, welcher sich heutzutage breit macht.

Beide Elemente der Kunst sind bei ihr Eines, jedes entspringt aus dem andern, durchdringt und erfüllt das Andere, und dieß ist nicht etwa ein Resultat der Kunst, es ist Race und Genie, es ist ihre besondere Eigenthümlichkeit, welche nichts weiß von jener ewig vermittelnden, ewig dämpfenden Mittelmäßigkeit, eine Eigenthümlichkeit, welche der ursprünglichen Natur eben so nahe steht, wie der höchsten Kunstvollendung.

Diese klassische Eigenthümlichkeit ihrer Kunst ist bei Frau Versing-Hauptmann zugleich eine Eigenthümlichkeit ihrer Persönlichkeit, ihres Wesens, und dies bedeutende Wesen gelangt durch die Majestät einer königlichen, üppig prächtigen Gestalt, den wahrhaft classischen, wie aus einem Stück Marmor gehauenen Kopf mit den, jedes Ausdruckes fähigen, magnetischen Augen, sowie durch das große, volle, sympathische Organ zu vollkommenem, einfach naturgemäßem Ausdruck, wo Andere vergebens alle Farben der Kunst mischen, alle Lichter des Effectes aufsetzen, die ganze Scala ihrer Brust erschöpfen.

„Der Grund aller theatralischen Kunst ist das Wahre, das Naturgemäße," sagt Göthe.

Naturgemäß ist ihr diese Mischung dämonischer Wildheit, heißblütiger Leidenschaft mit kalter Majestät.

Adel, Schönheit, Poesie, vornehme Eleganz, feine Bildung, ein echt französischer Esprit sind eben so sehr Merkmale derselben, wie jene graziöse Munterkeit, welche nicht aus naiver Beschränktheit, sondern aus der höchsten geistigen Ueberlegenheit entspringt.

Daher die Vielseitigkeit, welche jedes wahrhaft schöpferische Genie bezeichnet.

Frau Bersing-Hauptmann ist eine vollendete Charakter-Darstellerin. Der präzise Charakter ist ebenso Merkmal der Natur wie der höchsten geistigen Entwickelung, die Charakterlosigkeit liegt überall in der Mitte.

In der Tragödie sind es vorzüglich jene groß angelegten majestätischen Naturen, welche ihr Verhängniß in der eigenen Brust tragen, zu deren Darstellung Frau Bersing-Hauptmann prädestinirt ist; im Lustspiele die glänzenden feinen Damen des vornehmen Salons.

Zu ihren berühmtesten Rollen gehören gegenwärtig „Maria Stuart," „Pietra," „Judith," „Deborah," „Lady Macbeth," „Phädra," „Eboli," „Lady Milford,"

„Pompadour," „Iphigenia," „Orsina," „Donna Diana," „Königin von Navarra," „Marlbourough," „Autreval," „Fr. v. Simrose."

Frau Versing-Hauptmann ist im Leben wie in der Kunst ein Charakterkopf, nicht weniger interessant als Frau, wie als Schauspielerin.

Durch ihr edles Wesen, das alles Gemeine stolz von sich stößt, hat sich die schöne Frau zwar stets isolirt, aber gegen Stürme und Versuchungen jeder Art siegreich behauptet.

Man wirft ihr daher Kälte vor.

In der That ist sie eine jener Frauen, welche ein englischer Dichter mit gefrorenem Champagner verglichen hat.

„In der eisigen Hülle," fügt Heine hinzu, „lauert der heißeste Extrakt. Es gibt nichts Pikanteres, als den Contrast jener äußern Kälte und der inneren Gluth, die bacchantisch emporlodert und den glücklichen Zecher unwiderstehlich berauscht."

Die kalte, ja harte Außenseite birgt ein tiefes, beinahe kindliches Gemüth, das jedes edlen großen Gefühles fähig ist.

In dem strumpfstrickenden Deutschland sind jene Frauen selten, welche von einer leidenschaftlichen Liebe für ihr Vaterland erfüllt sind. Frau Versing-

Hauptmann, die Patriotin, kann mit jeder Polin in die Schranken treten. Ihr Herz ist einer freudigen opferwilligen Hingebung für den Mann ihrer Wahl fähig, sie hat es bewiesen, daß ihr Treue und Pflicht mehr als Phrasen sind.

Welche treue Neigung hat sie ihrer Familie geweiht; zwei schwere Jahre hat das junge schöne Mädchen mit harten Entbehrungen gekämpft, um für ihre Mutter, Großmutter und Schwestern sorgen zu können. Absichtslos gestattet sie uns in ihrer rührenden kleinen Geschichte: „Der Rollenschreiber“ einen reizenden Blick in jene Tage. Wie liebenswürdig schildert sie selbst ihre Mutterliebe, ihr Mutterglück in ihren Liedern. Sie ist auch eine tüchtige regsame Hausfrau.

Dieselbe Frau, welche am Morgen ihre Kinder wäscht, mit aufgeschürzten Armen, die Schürze vorgebunden, den Kochlöffel rührt, die Nadel führt, steht am Abende in der classischen Tunica, oder im fürstlichen Hermelin, das schöne Haupt von dunklen Locken umwallt, auf der Bühne, oder sitzt in pelzbesetzter Sammetjacke, als vollendete Dame in ihrem Salon.

Wie anregend ist sie für den Kreis, der sie umgibt. Hoch gebildet, voll Talente, folgt sie Jedem auf sein Gebiet. Sie nimmt regen Antheil an der Politik, *an dem* öffentlichen Leben, an der Literatur.

Sie versteht es, eine Sonate von Beethoven, ein Lied von Mendelssohn ebenso meisterhaft vorzutragen, wie ein Gedicht von Goethe.

In Petersburg hat sie schnell russisch gelernt, sie unterhält sich mit Franzosen, Britten, Italienern in ihrer Sprache ebenso lebhaft, wie mit ihren Landsleuten.

Für Poesie hat sie ein ganz entschiedenes und eigenthümliches Talent. Ihre Novellen zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit des Inhaltes und Eleganz der Form aus, und gestatten uns Blicke in das Seelenleben, die Natur des Weibes, welche uns ganz neue Gedankenreihen eröffnen. Wir begehen beim Zeichnen von Frauencharakteren merkwürdige Fehler; unsere Frauen sind immer zu groß oder zu klein, zu stark oder zu schwach, immer weit besser oder weit schlechter, als die Frau es wirklich ist oder sein kann.

Wie unendlich wahr zeichnet dagegen Frau Versing-Hauptmann ihre Heldinen in ihrer träumerischen Weisheit, ihren dämonischen Eingebungen, ihrer hingebenden Schwäche, wie in ihrer überraschenden grausamen Stärke, in den prächtigen Novellen: „Aus einem Frauenleben,“ „Carla Colomba,“ „die Philosophie,“ „Das Todesurtheil einer Frau.“

Ihre 1861 bei Wigand in Leipzig erschienenen Gedichte enthalten neben manchem Mißlungenen, Ge-

künstelten, Phrasenhaften viel wahrhaft Empfundenes, das einen naturgemäßen einfach schönen Ausdruck findet. Einzelne ihrer Lieder athmen in ihrer einfachen munteren Melodie, in ihrer vollen Färbung eine Goethe'sche Grazie.

So erscheint unter den modernen sogenannten gebildeten Frauen — welche mit ihren Gefühlen und ihren Pflichten spielen, ihr Leben in einem phantastischen Müßiggange verderben, jenen unglücklichen Frauen, welche Niemand glücklich machen, welche von Niemand verstanden, nach immer neuen Idealen jagend, ihre Liebe zuletzt für Equipagen, Diamanten und kostbare Pelze verhandeln, — Anna Versing-Hauptmann in Allem als eine Frau, die unermüdlich strebt und arbeitet, erfüllt von ernsten Pflichten, begeistert von einer großen Idee.

Sie weiß nichts von diesem genußsüchtigen Spielen mit dem Dasein, von diesem sinnlich sentimentalen Hinbrüten; freudig greift sie mit starker Hand in das volle Leben, denn über ihr ist jener Segen, der auf jeder Arbeit ruht.

Nichts könnte sie besser charakterisiren, als der Ausspruch Goethe's: „Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater zu ersetzen im Stande wäre.“

Deutsche Sklaverei.

Aus den Papieren eines kleinasiatischen Naturforschers.

Die Ballsklaven.

Ich war stets der Ansicht, daß in Europa die Sklaverei seit langer Zeit aufgehoben ist. Auf meinen Entdeckungsreisen in diesem Welttheile hatte ich jedoch Gelegenheit zu beobachten, daß dieselbe dort ebenso gut fortbesteht, wie bei uns, und nur andere Formen angenommen hat.

Ich kam nach einem Landstriche, „Deutschland" genannt, wo mir ein Buch eines Mufti Hack-Län-Der in die Hände fiel, das diesen Gegenstand behandelt, es nennt sich „Europäisches Sklavenleben" und genießt einen guten Ruf, obwohl ich es sehr unvollständig fand. Ich entdeckte nämlich durch gründliche Forschungen eine Reihe neuer Gattungen und Arten euro-

päischer Sklaven, von denen die bei weitem merkwürdigsten und bemitleidenswerthesten die „Ballsklaven“ sind.

Es giebt in Europa eine Zeit im Winter, welche sie „Fasching“ nennen. In dieser Zeit versammeln sich Männer und Frauen Nachts in großen beleuchteten Räumen und auch in kleineren und führen Tänze auf. Die Frauen sind sehr tanzlustig, die Männer aber sehr bequem, weshalb zu diesen Tänzen häufig Sklaven verwendet werden.

Es giebt Frauen, welche sich ihre Sklaven eigens zu diesem Zwecke halten, vielfach werden dieselben jedoch nur für diese Zeit der Tänze gekauft. Es ist nämlich Sitte im Abendlande, öffentliche Orte, an denen Schauspiele oder Tänze aufgeführt werden, nur in Begleitung von Männern zu besuchen. Frauen, welche an diesen Vergnügungen jederzeit theilnehmen wollen, kaufen sich einen Sklaven unter eigenthümlichen Ceremonien. Beide Theile begeben sich von Zeugen begleitet in die Moschee, wechseln Ringe und schließen einen feierlichen Vertrag.

Der Sklave übernimmt von diesem verhängnißvollen Augenblicke an verschiedene Pflichten. Ich will hier nur von jenen reden, welche die wichtigsten sind. *Er muß die Frau,* der er gehört, an jene Orte beglei-

ten, wo die Europäer unter Bäumen auf- und abgehen, um sich gegenseitig auszurichten. Bei diesen Gängen stützt sich die Frau auf seinen Arm und giebt ihm in der warmen Jahreszeit auch wohl ihren Shawl, Hut, Sonnenschirm und Hund zu tragen. Wenn sie in das Schauspiel geht, nimmt ihr der Sklave den Mantel ab und reicht ihr das Glas, durch das sie die Schauspieler und auch andere Leute ansieht, giebt ihr den Zettel, auf dem das ganze Schauspiel beschrieben ist, und bringt ihr Eis zur Kühlung.

Seine Hauptaufgabe jedoch sind die Tänze. Da ist er zuerst dazu da, damit an ihm der Zorn ausgelassen wird, den Kleidermacher und Haarkräuslerin erregt haben, zieht ihr die Ueberschuhe an, nimmt ihr die verschiedenen Hüllen ab. Er ist auch dazu da, um ihr jene Männer zu bringen, welche ihr gefallen, ihr Hermelin und Fächer abzunehmen, wenn sie mit ihrem Anbeter tanzt.

Damit die Sklaven jedoch auch etwas thun, während ihre Frauen tanzen und sich den Hof machen lassen, sind nicht selten in den Häusern grüne Tische aufgestellt, auf denen sie wie Kinder mit buntbemalten Papieren spielen. Dabei gerathen die Sklaven oft noch weit mehr in Hitze als ihre Frauen beim Tanze, denn sie sind meist sehr kindisch und oft wirft Einer dem

Andern die Papierchen, welche ziemlich fest sind, an den Kopf, was recht gesund sein soll und das Blut abkühlt.

Es giebt jedoch Häuser, in denen sich junge Mädchen und Frauen zum Tanze versammeln und deren gewöhnliche Sklaven dann nicht ausreichen, diese kaufen sich dann „Ballsklaven" für diese Zeit, die man Fasching nennt.

Ein solcher „Ballsklave" ist stets ein junger Mensch mit sehr gesunden Beinen und großer Unerschrockenheit, denn er muß immer bereit sein, für ein paar Kapaunflügel und einige Gläser Wein sein Leben zu lassen.

Gewöhnlich führt ein Zwischenhändler zuerst den „Ballsklaven" zu der Familie, welche ihn kaufen will und zeigt ihn den Frauen derselben. Der Mann hat dabei in der Regel keine Stimme. Diesen Vorgang nennt man „Aufführen." Der schlimme Handel ist damit abgeschlossen und der junge „Ballsklave" hat nun die Aufgabe, sich zu dem bevorstehenden Tanze, den man „Hausball" nennt, auszurüsten.

Er bereitet sich zu demselben gewöhnlich durch Fasten vor, dann sucht er einen Freund auf, von dem er den sogenannten „Frack" ausleiht, ein Kleidungsstück, welches dazu dient, dem Tänzer etwas Komisches zu

geben und daher sinnreich auf die Erheiterung der Gäste berechnet ist. Dann läßt er der schwarzen Röhre, welche die Europäer auf dem Kopfe tragen, durch ein heißes Eisen neuen Glanz geben und benützt sein zärtliches Verhältniß zu einer dienenden Sklavin, welche die deutschen Classiker „Stubenkatze“ nennen, um sich die gelben Handschuhe vom vorigen Jahre putzen zu lassen. So auf das Lächerlichste ausstaffirt, begiebt sich der „Ballsklave“ an dem bestimmten Abende in das Haus, das ihn gekauft hat.

Sobald der „Musiksklave“ vor einem Kasten, der in der Ecke steht und „Klavier“ heißt, Platz genommen hat und auf demselben anmuthig zu trommeln beginnt, ist es die Pflicht des „Ballsklaven,“ ein vergnügtes Gesicht zu machen, auf eine der Frauen loszustürzen, dieselbe um den Leib zu nehmen und mit ihr wie toll im Zimmer herumzuspringen.

Die Europäerinnen haben eine sehr grausame Gemüthsart, und wenn sie erst vom Tanze erhitzt sind, kennen sie kein Erbarmen, keine Schonung mehr und tanzen die „Ballsklaven“ beinahe zu Tode.

Die schönste Stunde für den „Ballsklaven“ ist jene, wo das Mahl aufgetragen wird; aber auch da sind sie nie ganz sicher vor Mißhandlungen, indem sie

die Frauen bedienen und unterhalten müssen und dann nicht selten hungrig wieder zum Tanze eilen.

Sklaven, welche — wenn sie vom Tanze so müde sind, daß sie sich nicht mehr auf den Füßen erhalten können — sich dann auch zu dem Kasten setzen und mit den Fingern trommeln, werden ganz besonders geschätzt und dürfen auch im Morgengrauen, wenn Jeder seiner Ruhestätte zueilt, irgend eine alte Tante nach einer entfernten Vorstadt begleiten.

Meinen Lesern stehen bei diesen Gräueln gewiß die Haare zu Berge; es ist jedoch zu erwarten, daß die Europäer, welche auf Ihre Bildung und Freiheit so stolz sind, endlich auch diesen Grausamkeiten ein Ende machen werden.

Sklavenmärkte.

Das Verhältniß der Frau zum Manne wird gewöhnlich von unseren Gelehrten als einer der vornehmsten Unterschiede zwischen dem gebildeten Europa und dem Oriente angesehen. Ich habe auf meinen wissenschaftlichen Reisen diesen Unterschied durchaus nicht so groß gefunden. Hier wie dort werden die *Frauen an die* Meistbietenden verhandelt, hier wie dort

nur zu diesem Zwecke erzogen, hier wie dort verwandelt sich die, zum Ueberfluße auch mit zwei Pantoffeln versehene, Sklavin nur zu rasch in die Herrin, die Tyrannin ihres Eigenthümers und Gebieters. Nur im Arrangement habe ich einige kleine Unterschiede bemerken können. Der Europäer hält nämlich seine Frauen nicht, wie der Muselmann, in einem Harem beisammen, sondern begnügt sich weise in seinem Hause mit einer Frau und hat oft saure Mühe, mit dieser Einen auszukommen. Was würde der arme Mann erst anfangen, wenn er zehn auf dem Halse hätte.

Dafür hat er in seinem Hause dienende Sklavinnen, welche — wenn sie jung und hübsch sind — von ihm sehr gut behandelt werden. Er kömmt nie an ihnen vorüber, ohne sie beim Kinn zu nehmen, ihre Wangen zu streicheln, ihren vollen Nacken zu klopfen; nur wenn seine Frau zugegen ist, geht er mit finsterer Miene an den dienenden Sklavinnen vorüber.

Der Europäer hat aber häufig noch einige Frauen außer dem Hause, und wenn er die Mittel dazu hat, eine reizende Favoritin, die er glänzend einrichtet. Sie liegt oft nachläßig in der Loge, indeß die Frau unten im Sperrsitz sitzt, und trägt einen üppigen Zobelpelz, während die Frau sich mit tugendhaftem Bisam begnügen muß.

Die Europäerinnen werden wie die Töchter der Circassier, der Asiaten, von der Wiege an nur dazu erzogen, zu gefallen und zu unterhalten, denn Schönheit, Reize allein ziehen noch keinen Käufer an, erst ihre richtige Anwendung in Verbindung mit Witz, Munterkeit, allerhand Geschicklichkeiten. Es wird daher der Europäerin von allem Anfang an von den Müttern und Erzieherinnen eingeprägt, daß sie darauf angewiesen ist, aus ihren Reizen Vortheil zu ziehen und durch dieselben zu einem angenehmen Leben, üppigen Luxus oder einer glänzenden Stellung zu gelangen.

Der äußeren Schönheit und Anmuth wird folgerichtig die größte Pflege zugewendet. Es ist von nicht geringer Wichtigkeit, wie das Haar geflochten, welche Stoffe und Farben zu Kleidern gewählt werden, wie der Kopf getragen wird. Die Europäerinnen lernen das Alles, einen gewissen zugleich stolzen und elastischen Gang, sie lernen wie weit sie bei Regenwetter das Röckchen aufheben, und vor Allem, wie sie mit den Augen zu spielen haben. Es giebt Frauen, welche mit denselben ganze Concerte aufführen mit oder ohne Begleitung.

Die Europäerinnen werden zwar auch in anderen Geschicklichkeiten unterrichtet, aber nur nebenbei und den Absichten entsprechend, welche man mit ihnen hat.

Eltern, welche ihre Töchter einfach gegen eine sichere und behagliche Existenz abzusetzen denken, spekuliren auf die Bequemlichkeiten und die leckeren Mäuler der Käufer. Ihre Töchter lernen dann kochen, nähen, Kleider machen u. dergl. Aber diese Sorte Erziehung wird immer seltener. Die meisten Europäerinnen werden heutzutage auf Hochwild dressirt, für den Großhandel präparirt, und lernen nur, gleich unseren Odalisken, ihre Reize pikant drapiren, Tänze aufführen, Singen, auf dem Clavierkasten trommeln u. s. w.

Sind sie genügend vorbereitet, dann werden sie täglich zur Schau gestellt in Gesellschaften, Schauspielhäusern, Concerten, auf der Straße, auch in Moscheen, und von Zeit zu Zeit auf den „Sklavenmarkt" (die sogenannte „Promenade") geführt.

In den großen deutschen Städten befindet sich derselbe gewöhnlich an Orten, welche mit schönen Alleen und Gebäuden eingefaßt sind, die den Casernen der Janitscharen frappant gleichsehen.

Hier beginnt erst der eigentliche praktische Unterricht der sorgsamen Mutter.

Die junge unerfahrene Odaliske sieht einen jungen hübschen Mann freundlich und schmachtend zugleich an, ganz so, wie sie es der Mama abgesehen hat.

Sofort intervenirt diese erbost: „Was machst Du, was fällt Dir ein?“

„War mein Blick etwa —“

„Der Blick war tadellos,“ zischelte die Mama, „aber wie kannst Du diesen Menschen so schulgerecht ansehen?“

„Er ist doch sehr hübsch —“

„Gewiß, aber ein Mensch ohne Stellung, ohne Vermögen.“ —

Ein anderes Mal hat sich die unbedachte Kleine mit einem anderen jungen Manne in ein Gespräch eingelassen, das kein Ende nehmen will. Mama wird immer unruhiger. Endlich empfiehlt sich der Begleiter.

„Herr des Himmels! was hast Du wieder gethan!“

„War das nicht recht?“

„So unanständig lange mit einem so nichtssagenden Menschen zu sprechen!“

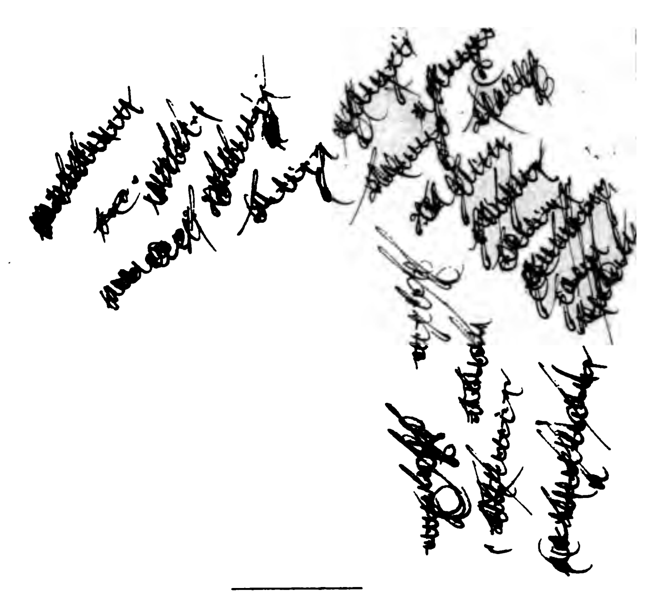
„O! er ist sehr interessant, sehr geistreich, sein Talent —“

„Talent! — meinetwegen, aber dazu ein Einkommen, das kaum für ihn allein reicht. Sind das die Früchte meiner Erziehung? Du kompromittirst Dich und mich. — Aber stille! Da kommt der Commerzienrath Glatzkopf. Brust heraus, mach Dich fertig! Augen — *schlagt an!* Feuer!

— Bravo! Sehr gut. Noch ein paar solche Dechargen und er liegt zu Tode verwundet zu Deinen Füßen.“ —

Und so wogt es auf und ab, die Verkäufer schreien und gestikuliren, und preisen ihre Waare an und übertreffen sich darin, die des Anderen herabzusetzen. Die Käufer setzen sich ein kleines Glas in das Auge und machen sehr kluge Grimassen, prüfen lange und zeigen sich sehr wählerisch und sind zuletzt doch gewöhnlich die Betrogenen und die Waare hält die Probe nicht.

Aber der Kauf ist geschlossen vor Gott und den Menschen und kann nicht rückgängig gemacht werden.



Druck von Oswald Mutze in Leipzig.



